



**VORZEIT
FRÜHZEIT
GEGENWART**

INTERDISZIPLINÄRES BULLETIN

2/94

MANTIS VERLAG

Impressum

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart *Interdisziplinäres Bulletin*

erscheint im Mantis Verlag Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel./Fax: 089 / 87 88 06

ISSN 0934-4349

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
28344 Bremen, Universität FB 12, Postfach 330440

Umschlagentwurf: *Hanjo Schmidt*, 70182 Stuttgart Esslinger Str. 22

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Wer 50,- DM auf das Verlagskonto einzahlt (außerhalb Deutschlands bitte 55,- DM bar oder als Euro-Scheck senden), erhält bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1994.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden: 10,- DM je **Heft** (**Doppelhefte:** 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91, 4-5/92 und 3-4/93 je 18,- DM). **Jahrgänge:** **1989** = 35,- DM; **1990** sowie **1991** je 40,- DM, **1992** sowie **1993** je 45,- DM.

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART

Interdisziplinäres Bulletin

2. Heft, 6. Jg.

Juli 1994

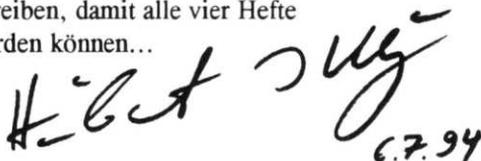
Editorial

Ist das nicht schön: Nur fünf Wochen nach unserem Jahrestreffen in Bremen entnehme ich der *Süddeutschen Zeitung* vom 23.6. einen Satz, der direkt aus Bremen kommt: "Damit müsse die Chronologie im deutschen Sprachraum 'zumindest teilweise neu geschrieben werden'". Überwältigt von dieser raschen Reaktion komme ich auf diese traumhafte Aussage erst auf der nächsten Seite zurück.

Bremen hat uns neben angenehmen Erinnerungen auch noch unliebsame Nachwehen bereitet. Manfred Knaust als Organisator erhob bei den Teilnehmern eine Umlage, um Saalmieten und freitägliche Buffetkosten abzudecken. Diesen Betrag von 1.500,- DM nahm er zunächst nach Hause mit, um tags darauf mit den drei Geschäftspartnern abzurechnen. Doch dort wurde eingebrochen, wobei das Geld gestohlen wurde (Kriminalpoliz. AZ. 1605942030S178840630). Gunnar Heinsohn und ich haben daraufhin Knausts Barverluste mit jeweils 750,- DM bezahlt, damit er zu den Vorbereitungsarbeiten, für die ich ihm hier noch einmal danken möchte, nicht auch noch finanziellen Schaden hat. Nun meine Bitte: Wer mithelfen will, diesen Schaden auf mehrere Schultern zu verteilen, kann Scherflein oder Scherf unter dem Stichwort "Bremen" auf das nebenstehende Verlagskonto überweisen. Sollte Ihrer aller Spendenfreudigkeit die 1.500-DM-Grenze sprengen, werden wir Mittel und Wege finden, mit diesem Überschuß im Sinne aller Abonnenten 'fertig zu werden'. Ein seltsamer Schluß drängt sich auf: Nachdem G. Heinsohn bereits an Ostern Opfer eines Raubüberfalls wurde, scheint in der Bremer 'Szene' der Glaube zu grassieren, daß mit der Rekonstruktion schnelles Geld zu machen sei.

Auch dieses Heft läuft wiederum seinem Wunschtermin hinterher. Ich ermahne alle Autoren - mich eingeschlossen -, pünktlich geniale Ideen zu haben und schneller zu schreiben, damit alle vier Hefte vor Silvester verschickt werden können...

Ihr



G. Heinsohn
07.94

Zwischen alter Weser und Neuer Vahr

Jahrestreffen 1994 in Bremen

Heribert Illig

'Die Chronologie muß also zumindest teilweise umgeschrieben werden!' Als ich mir diese erstaunliche Aussage aus der Weltpresse (s.S. 3) noch einmal zu Gemüte führe, bemerke ich, daß sie doch eher speziell, weniger weltweit gemeint zu sein scheint. Denn bei genauerer Betrachtung geht es in diesem Artikel gar nicht um die Chronologie sämtlicher Kulturvölker, sondern um eine ganz spezifische: Die Gründung des ältesten Cafés im deutschen Sprachraum scheint nicht in Wien (1683) oder in Hamburg (1677), sondern vielmehr in Bremen (1673) stattgefunden zu haben. Das war noch nicht ganz der erhoffte Durchbruch der Chronologie-Rekonstruktion. Immerhin hätten wir also am richtigen Ort den 321. Geburtstag des Caféhauses begangen, ein schon fast valentineskes Lob auf den Kaffee.

Dabei dachte kaum jemand an dieses "ausländische indianische Getränk", das aus dem Jemen kommen dürfte, als wir uns - das waren im Gesamtverlauf der Tagung 43 Personen - auf den 'Weserterrassen' zusammenfanden. Tatsächlich erlaubte es das Wetter, daß wir fast die gesamte Zeit vor dem Gebäude im Freien sitzen konnten, mit Blick auf Wiesen und Weser. Während schon am Eingang eine persische *band* spielte, erhielten wir später noch eine bemerkenswerte Grußbotschaft: Ein seltsames, regenloses Gewitter produzierte einen einzigen Blitzschlag, der unüberhörbar in die Weser fuhr.

Beim kleineren oder größeren Gespräch fanden Veteranen und Newcomer rasch zusammen. Daß sämtliche Bremer Abonnenten anwesend waren, verstand sich von selbst, daß aber auch Zürich, Wien und selbst Marrakesch vertreten war, gereichte uns allen zur Ehre.

Am nächsten Morgen kämpften wir uns durch reges Markttreiben in unsere eigentliche Tagungsstätte, die keine Wünsche offenließ. Dort stand *in der ersten Abteilung vier Mal das Mittelalter* auf dem Programm. Die Referenten ließen sich alle nicht davon beeindrucken, daß der einstige Lektor unserer Eichborn-Bücher seit 1991 gegen Umdatierungen im Mittelalter immer rabiater zu Felde zieht. Gerade erst hat er einen neuen Bann-

strahl gegen jene "Marotte vom erfundenen Mittelalter" geschleudert. Er bedauert es zutiefst, daß ich als Mitstreiter für eine rekonstruierte Chronologie des Altertums "offensichtlich 'spinne'" und mit dem "Humbug, der da auch noch von" mir "verzapft wird", den Gegnern der Theorie neue Argumente liefere. Und so scheitere ich seiner Meinung nach "aus Unfähigkeit, Eitelkeit und Selbstschätzung - um nicht zu sagen 'Größenwahn'".

Dem passionierten Märtyrerfan zum Trotz erläuterte ich im ersten Referat, daß vorrangig die Benediktiner selbst, aber auch andere Kirchengeschichtler alles getan haben, um die Figur des Hl. Benedikts so weit auszuhöhlen, daß nur noch die äußerste Hülle übrigblieb, die gleichwohl noch immer den Ordensstifter vorstellen soll. Weiter ließ sich vom Hl. Gregor ein Pseudo-Gregor abspalten, was auf dem Umweg über das Fegefeuer zu wesentlichen Umdatierungen bis ins hohe Mittelalter hinein führt (s.S. 20).

Hans-Ulrich Niemitz demonstrierte dann auf zentralem Gebiet die Brüchigkeit des mediävistischen Gedankengebäudes. Nachdem zu Recht der Keramikbefund von Grabungsstätten am besten für Zeiten oder Zeitlücken bürgt, wies er nach, daß "karolingische Keramik" nur eine mühselige, auf schwankenden Statistiken beruhende Übereinkunft darstellt, die keiner strengen Kritik standhält (s.S. 40).

Paul C. Martin beleuchtete dann den nächsten Eckpfeiler akribischer Forschung, die Numismatik. Niemand, der im Mittelalter Unruhe stiften will, komme an den feinsortierten Schubläden der Münzspezialisten vorbei, so lautet ein öfters wiederholter Einwand. Martin zeigte in kraftvoller Polemik, daß gerade die byzantinische Numismatik einen Pfeiler bildet, der nicht einmal aus eigener Kraft stehen kann, geschweige denn Hilfestellung für die orthodoxe Chronologie leisten könnte. Seine Ausführungen werden im nächsten Heft zu finden sein.

Schließlich erweiterte **Manfred Zeller** den Radius seiner Exkursionen von den europäischen und asiatischen Steppen bis ins ferne China. Bemerkenswerterweise gelang es ihm zu zeigen, daß der einzige frühmittelalterliche Synchronismus zwischen Arabern und Chinesen, eine Schlacht von 751, ein zweites Mal mit den identischen Teilnehmern geschlagen worden ist: anno 961 (nachzulesen 3/94).

In der zweiten Abteilung folgten dann vier Vorträge, die allesamt um *Völkermord und Menschenopfer* kreisten. **Gunnar Heinsohn** trug, in Abänderung seiner Ankündigung, eine Antwort auf die Frage "Warum Auschwitz?" vor. Dieser längste aller Vorträge kam auf jene 40 Theorien zu sprechen, die bislang aufgestellt worden sind, um das Motiv für den vorsätzlichen, organisierten Völkermord zu finden. Heinsohn zeigte ihre Schwächen auf, wobei vor allem Ernst Nolte als Urheber der meisten, doch nicht der besten Thesen zu behandeln war. Heinsohns neue These läßt sich in verfälschender Kürze so ausdrücken, daß die Juden als Wahrer einer humanen Ethik den sozialdarwinistischen Zielen eines Hitlers im Wege standen und eliminiert werden sollten. Dies wurde dann sehr lange und zum Teil mit großer Betroffenheit diskutiert. Das dazugehörige Manuskript wird wohl noch heuer als Buch bei Rowohlt erscheinen.

Danach war es für **Hanjo Schmidt** nicht ganz einfach, seine Zuhörer mit blanker Handwerkstechnik zu begeistern. Er führte nämlich den Nachweis, daß die alten Griechen bei ihren Großplastiken eine ganz andere Technik verwendet haben müssen, die einen weniger riskanten Guß ermöglichte. Zu ihr gehörte der schichtweise Aufbau von Lehmform und oberster Wachsschicht über einem Innenkern aus Holz und Stroh. Angesichts dieses Strohmans stellte er schließlich die Frage, ob erst das Erstellen derartiger Menschennachbildungen, die als Opferersatz gedient haben könnten, den Weg zur unvergleichlichen griechischen Großplastik geebnet haben könnte (im nächsten Heft zu finden).

Manfred Knaust schloß mit den Ballspielkulten und Menschenopfern Mesoamerikas an. Zu seinen Erläuterungen gehörte alles, was diese Ballkulte ausmachte: Center court, dress, equipment, goal, motivation etc. Die Frage, ob einige Ballspieler anschließend blutrünstigen Göttern geopfert worden seien, führte nicht in Bremen, wohl aber hier im Heft zu einem Nachspiel. In Anschluß an den Artikel von Knaust (S. 62) betont Winni Marold noch einmal, daß die berühmten Menschenopfer von Azteken und Mayas zur Gänze spanischen Propagandalügen entstammen (S. 82).

Reinhard Sonnenschmidt hat sich bei anderen archaischen Völkern umgetan, deren Bräuche noch im 20. Jh. zu beobachten waren. Daraufhin machte er sich Gedanken darüber, inwieweit Initiationsriten, bei denen der

Initiand oft nur knapp dem Tod entgeht, eigentlich trauma-auflösend und nicht vielmehr trauma-auslösend wirken. Zu dieser Thematik, die sich sehr kritisch mit den Ethnologen auseinandersetzt, erscheint demnächst im Mantis Verlag sein Buch: *Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften* (s.S. 100). Für uns ist dabei von großem Interesse, daß sich ein exogen und ein endogen induzierter Katastrophismus beobachten lassen, die aber gleichwohl in der Wirkung zusammenfallen.

Nachdem damit auch der zweite Themenkomplex ausgeschritten war, sorgte **Heinrich Becker** für einen furiosen Schlußpunkt. In knappen, aber scharfen Umrissen ging er auf einige naturwissenschaftliche Phänomene los, die allmählich ihren Erklärungscharakter verlieren und in den Status heiliger Kühe überwechseln. So sprach er das Ozonloch an, das sich lange vor den ersten FCKW-Gasen aus Spray-Dosen ausgebreitet hat, sauren Regen, landwirtschaftliche Düngung, Klimakatastrophe und Treibhauseffekt. Die Stoßrichtung der Ausführungen läßt sich an einem Zitat verdeutlichen: "Der Baumbestand drohe an den Schwefeldioxid-Emissionen oder am Kohlendioxid-Ausstoß von Millionen Autos zu ersticken", sagte Verbandspräsident Erich Naujack auf der Jahrestagung der deutschen Forstwirte. Nun leben aber Pflanzen nicht nur von Kohlendioxid, sondern dieses Gas dient ihnen als ein Dünger, der viele andere Düngegaben überflüssig macht. Die Apodiktik von Beckers Thesen führte zu lebhaftem Widerspruch und zu Versuchen, die Relationen zu gewichten. Nachdem seit längerem das Wort vom Öko-Faschismus die Runde macht, tut sich hier ein interessantes Forschungsgebiet auf.

Wie immer kann nicht referiert werden, was sich im Lauf der zweieinhalb Tage an vielfältigen Gesprächen entspann, obwohl die persönlichen Kontakte und auch der ganz trivial-menschliche Klatsch das schönste an so einem Kongreß sein können. Last not least will ich dafür danken, daß Manfred Knaust als Quartiermacher, Buffetbeschaffer und Koordinator tätig war, während Lotte und Hans Busch ihr Haus in eine idyllische Pension umfunktionierten und auch den Tagungsleiter sorglich umhегten.

Technik im alten Ägypten

Walter Stender

Anlaß zu diesem Beitrag gaben mir Heribert Illig und Franz Löhner mit ihren Darstellungen zum Bau der Cheops-Pyramide. Dadurch angeregt, möchte ich hiermit auf ein im deutschen Sprachraum sicher kaum bekanntes Buch hinweisen, das sich mit anderen, meist späteren Gebieten ägyptischer Technik befaßt, aber gleichfalls Aufschluß über den erstaunlich hohen Stand des Wissens und Könnens speziell in jenem Lande erkennen läßt. Das Nachstehende sind nur Auszüge, gekürzt und frei übersetzt, sowie anschließend einige meiner Gedanken darüber.

Henry Kjellson und Carl-Anton Mattsson: *Teknik i Forntiden* (Technik in der Vorzeit), 352 Seiten, Nybloms Verlag, Stockholm 1984

Kjellson war Flugzeugingenieur wie ich. Verbindung mit ihm hatte ich 1935, als er Chef des Technischen Büros im Luftwaffenamt war, und ich Technischer Leiter einer kleinen Flugzeugfirma. Von Kjellsons Freizeit- und Ferienbeschäftigung mit alter Technik wußte ich damals nichts. Er war nachdenklich zurückhaltend und sicher sehr kompetent.

Mattson ist nicht vom gleichen Fach, aber teilt mit Kjellson die Freizeitinteressen. Als Kjellson im Herbst 1962 drei Tage vor einer genauestens geplanten 27-tägigen Ägyptenexpedition starb, hatte er bereits zwei Bücher herausgegeben: *Vorzeittechnik*, 1956, und *Verschwundene Technik*, 1961. Sie betreffen Studien in China, Indien, Ceylon, Ägypten und Mexico und sind in dem hier interessierenden Buch enthalten. Mattson hat es redigiert und eigene ergänzende Aufnahmen und zusätzliche Kapitel aus den gleichen Gebieten angefügt. Die folgenden Ausführungen betreffen nur Ägypten.

Schneid- und Bohrarbeiten

[Auszug aus pp. 239 bis 247] Überwiegend zitiert Kjellson den auch als Ingenieur ausgebildeten Archäologen und Ägyptologen Flinders Petrie, der von 1893 bis 1933 in London lehrte. Von ihm stammen die nebenstehend wiedergegebenen zeichnerischen Darstellungen von Werkstücken sowie die

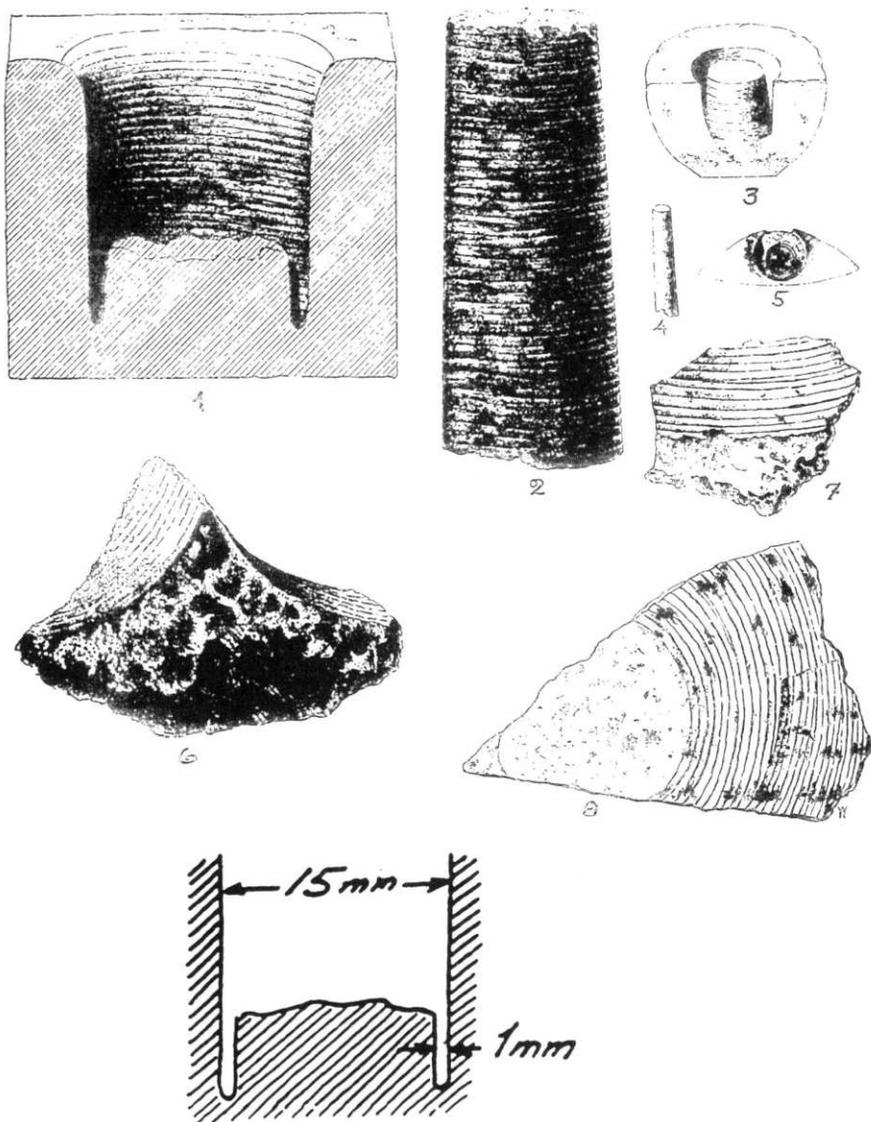


Abb. 1: Bohrmarken gemäß Flinders Petrie [Kjellson/Mattsson 241, 244]

meisten der zugehörigen Angaben (Flinders Petrie: *The Pyramids and Temples of Gize*).

Die nahe bei Kairo und Memphis gefundenen Objekte wurden als Rohblöcke den Nil herabtransportiert. Der Rosengranit wurde in Assuan gebrochen, 800 km flußaufwärts, Basalt im südlichen Sudan, 1.200 km entfernt. An Werkzeugen und Maschinen wurde nie etwas gefunden, aber die aus dem Vollen geschnittenen Sargkisten, die Hunderte von Sphinxen und die kolossalen Tempelstatuen, alles sehr exakt zugeschnitten, geglättet und poliert, verraten außer unvorstellbarem Arbeitseinsatz ein hervorragendes Können mit ausgezeichneten Hilfsmitteln.

Es muß lange Bandsägen, Kreissägen, Rohrbohrer und eine Art von Drehbänken gegeben haben. Bronze wurde mit Sicherheit verwendet, denn in einigen Sägeschnitten fanden sich grünliche Spuren. Aber Bronze als Schneidmaterial kam absolut nicht in Frage, weil viel zu weich für Stein. Vielmehr bestand das Werkzeug aus Bronze, und die Scheiden waren mit Beryll, Topas, Chrysoberyll, Korund oder Saphir besetzt, aber ganz sicher mit Diamant für alles Material härter als Quarz, allenfalls in Ausnahmefällen noch mit Korund.

Abb. 1/1 zeigt den Schnitt durch ein Scharnierloch in einem Tempel von Gizeh. Material: harte Hornblende, Lochdurchmesser ca. 50 mm, Tiefe 58 mm. Der Bohrkern ist bis auf einen Rest von 18 mm entfernt. Der vom **Rohrbohrer** ausgeführte Schnitt hat in der Tiefe nur 3 mm Kanalbreite. Sehr ausgeprägt ist die spiralförmige Schnittspur, die mit einem gleichmäßigen Vorschub von 2,5 mm je Umdrehung ausgeführt wurde. Um das zu erreichen, mußte der Bohrer mit einigen Tonnen Drucklast arbeiten.

Abb. 1/2 zeigt den Kern eines kleineren Bohrloches, diesmal ca. 100 mm lang. Auch am Kern ist die Schnittspur sehr ausgeprägt. Auffallend ist die starke Konizität des Kernes, der am Eintrittsende fast 20 % magerer als in der Tiefe ist. Übrigens ist auch das Bohrloch nicht ganz zylindrisch. Abb. 1/1 zeigt eine allerdings nur wenig größere Weite am Eintritt, dafür aber auf den ersten drei Windungen eine noch stärkere Ausweitung. Zu erklären ist das eigentlich nur durch eine nicht ganz standfeste Bohrmaschine und einen eventuell etwas biegsamen Bohrer.

Im Gegensatz zu den üblichen Vollbohrern, die das ganze Loch ausräumen, zerspanen die Rohrbohrer natürlich nur sehr wenig Material und arbeiten dadurch bedeutend sparsamer. An einigen Beispielen wird gezeigt,

daß bis 6 mm herunter dieses Verfahren angewandt wurde. Das größte aufgefundene Bohrloch maß 125 mm im Durchmesser. Entsprechend gab es 0,8 mm feine und bis 5 mm grobe Schnittkanäle, wobei anzunehmen ist, daß die Wanddicke des Bohrwerkzeugs noch etwas geringer war, denn der Diamant- oder Edelsteinbesatz mußte ja etwas über die Rohrwand greifen, und Platz für das zerspante Material mußte es auch noch geben. Die leichte konische Verbreiterung des Kanals zum Eintritt hin war natürlich für letzteres nützlich.

Abb. 1/6 zeigt ein abgebrochenes Stück einer mehrfach angebohrten Wand. Die Bohrlöcher sind so nebeneinander gesetzt, daß sie sich überschneiden, vermutlich so weit, daß der Rohrbohrer den Kern des zuvor gebohrten Nachbarloches nicht mehr berührte. Dieses Loch-an-Loch-Verfahren kam beim Zerteilen großer Stücke oder beim Abtrennen vom gewachsenen Fels zum Einsatz, und die Enge des Lochabstandes ersparte natürlich viel nachträgliche Glättungsarbeit. Andererseits ist ja bekannt, daß ein nicht rundum im Vollen arbeitender Bohrer mehr beansprucht wird.

Bandsägen (natürlich keine umlaufenden Bänder wie bei modernen Maschinensägen) gab es bis in erstaunlich großen Längen. Um den 2,5 m langen Sarg zu schneiden, der in der Königskammer der Cheops-Pyramide gefunden wurde, braucht man wohl eine mindestens 3 m lange Säge.

Da zwischen 0,8 und 5 mm breite Schnittkanäle gefunden wurden, betrug die Blattstärke der großen Sägen sicher mehr als 4 mm, die der feinsten Sägen vielleicht 0,7 mm.

Einen Hinweis auf die Verwendung von Diamantschneiden geben auch manche Gravierungen. In 0,8 mm Mittenabstand voneinander gezogene, völlig gerade Linien von nur 0,12 mm Ritzbreite in der geschliffenen Granitfläche konnten nur mit Diamant geritzt werden. Daß sie nicht gemeißelt, sondern zügig geritzt wurden, bestätigt, daß nur Diamantschneiden in Frage kamen.

Bewundern muß man die selbst für unsere heutige Technik schier unfassbare Geschicklichkeit in der Anwendung von **Zement** als Klebe- und Füllmittel. Zwischen 2,1 x 1,5 m großen Steinflächen finden sich gleichmäßig nur 0,5 mm dicke Zementschichten. Auch Fugen dieser Breite sind noch sauber ausgekittet.

Zum Vorstehenden habe ich einige Anmerkungen. Obwohl schon in sehr frühen Gräbern Stahlmesser gefunden wurden, ist Stahl als Werkzeugmaterial unwahrscheinlich. Bronze war früher bekannt, und die Technik ihrer Verarbeitung mehr ausgereift. Man kann dieses Material, eine geeignete Legierung vorausgesetzt, sehr fein bzw. dünn gießen, während Eisenguß bis in unsere Tage nur dickwandig und weniger genau möglich war. Zudem muß aus der Schmelze kommendes Eisen erst entkohlt werden, um schmiedbar zu sein, und bedarf für das Härten weitere Wärmebehandlungen, falls der Kohlenstoffgehalt überhaupt stimmt. Trotz allem, auch mit gehärtetem Stahl läßt sich Granit nicht schneiden, sondern nur mit rasch abstumpfendem Meißel behauen. Ganz indiskutabel sind Steinwerkzeuge.

Ein eindrucksvolles Beispiel der Bronzeverwendung fand ich im Museum von Heraklion/Kreta. Die dort ausgestellte Säge gleicht bis ins Detail den noch heute vorkommenden Zimmermannssägen. Das Blatt ist zur Mitte hin bogenförmig verbreitert und an beiden Enden zur Aufnahme eines Holzgriffes lochförmig umgebogen und vernietet. Die groben Zähne zeigen, daß es eine Holzsäge war. Diese Säge hätte in Stahlausführung heute noch Verwendung gefunden. Die kretischen Minoer waren Nachbarn der Ägypter, lebten aber nach herkömmlicher Chronologie ein Jahrtausend nach Cheops. Nur in einer revidierten Chronologie darf man sich die ägyptischen Sägen gleichartig vorstellen. Wenn es sich um sehr große Sägen handelte, waren sie sicher an den Enden mit Doppelgriffen versehen, damit je zwei Mann daran arbeiten konnten.

Über die Konstruktion der **Bohrmaschinen** ist nichts bekannt. Ganz sicher konnten sie nur von Menschenhand, oder im Falle der größten Löcher vielleicht von Eseln betrieben werden, und zwar nach Art eines Göpels. Für sehr kleine Bohrer konnte es auch eine Handkurbel sein. Sehr wahrscheinlich erfolgte der Antrieb direkt an der Bohrwelle, denn eine Getriebeübertragung jeder Art ist kaum denkbar. Ungeklärt ist, wie die großen Drücke erzeugt werden konnten, die auf die Bohrwelle eingewirkt haben. Mit einem schweren Stein auf dem oberen Ende der Welle wäre eine nicht ganz standfest angesetzte Maschine kaum zu handhaben gewesen. Ferner ist mir nicht bekannt, ob nur senkrechte oder auch waagrechte Löcher vorkommen. Im letzteren Falle gäbe es noch mehr Probleme.

Die Bestückung der Säge- und Bohrerkannten mit Diamant oder anderem Edelstein war grundsätzlich kein Problem. Bronze als Fassung eignete sich dafür gut, und die Arbeit entsprach der von Goldschmieden. Zu bewundern ist das Aufbringen von z.B. 0,8 mm starken Körnern auf noch etwas dünneren Kanten.

Höchste Bewunderung fordert das **Aushöhlen der Sargkisten**. Das ist ja keine einzelne Höchstleistung, sondern Routine mit vielen hundert Stücken. An den Wänden entlang auf volle Tiefe zu bohren, würde eine sehr stabile Ausrüstung erfordern. Der Nutzen wäre auch nicht sehr groß, denn das riesige Kernstück kann man dann immer noch nicht entfernen. Es muß doch Splitter für Splitter manuell herausgeholt werden. Ob eine fuchsschwanzartige Einhandsäge in Gebrauch war, ist denkbar, aber nicht festzustellen. Das meiste war sicher Meißelarbeit. Das Meißeln jedoch ist nur mit einer scharf zugeschliffenen Schneide möglich, die wegen der Schlagempfindlichkeit nicht mit Steinen bestückt sein konnte. Gehärteter Stahl ist gefragt, mit der Stärke eines Meißels eventuell denkbar. Allerdings ist dann ein sehr häufiges Nachschleifen unerlässlich. Die Innenwände der Särge sind ausgezeichnet geglättet; ebenso der Boden. Und die Ecken sind sehr genau ausgeschnitten.

Um einen Teil der mühsamen Meißelarbeit einzusparen, könnte der Kern auch flächendeckend mit Bohrlöchern ausgehöhlt worden sein. Dann bleibt zum Ausmeißeln ein allerdings sehr tiefes Netzwerk übrig, das sich leichter zerkleinern läßt.

Arbeiten am Fels

Auf den Buchseiten 253 bis 265 wird berichtet, wie das Ausschneiden größter Monolithe, zumeist Obelisken, erfolgte. Solche Obelisken von bis zu 33 m Länge und mehr als 2 x 2 m Dicke an der Basis hat man offenbar problemlos bewältigt. Fig. 64 und 68 zeigen, wie am Felsen gebohrt und abgesprengt wurde. Manche Lochreihen sind eng Loch an Loch gesetzt, manche mit größeren Abständen. Fallweise variiert offenbar die Bohrtiefe von nur zum Kerben angesetzten Bohrer bis zum Abbohren über die ganze Dicke des Stückes, etwa 1 m maximal.

Das Absprengen des nur angekerbten Blocks ist derzeit noch unklar. In einem späteren Kapitel, S. 273f, werden darüber Gedanken entwickelt.

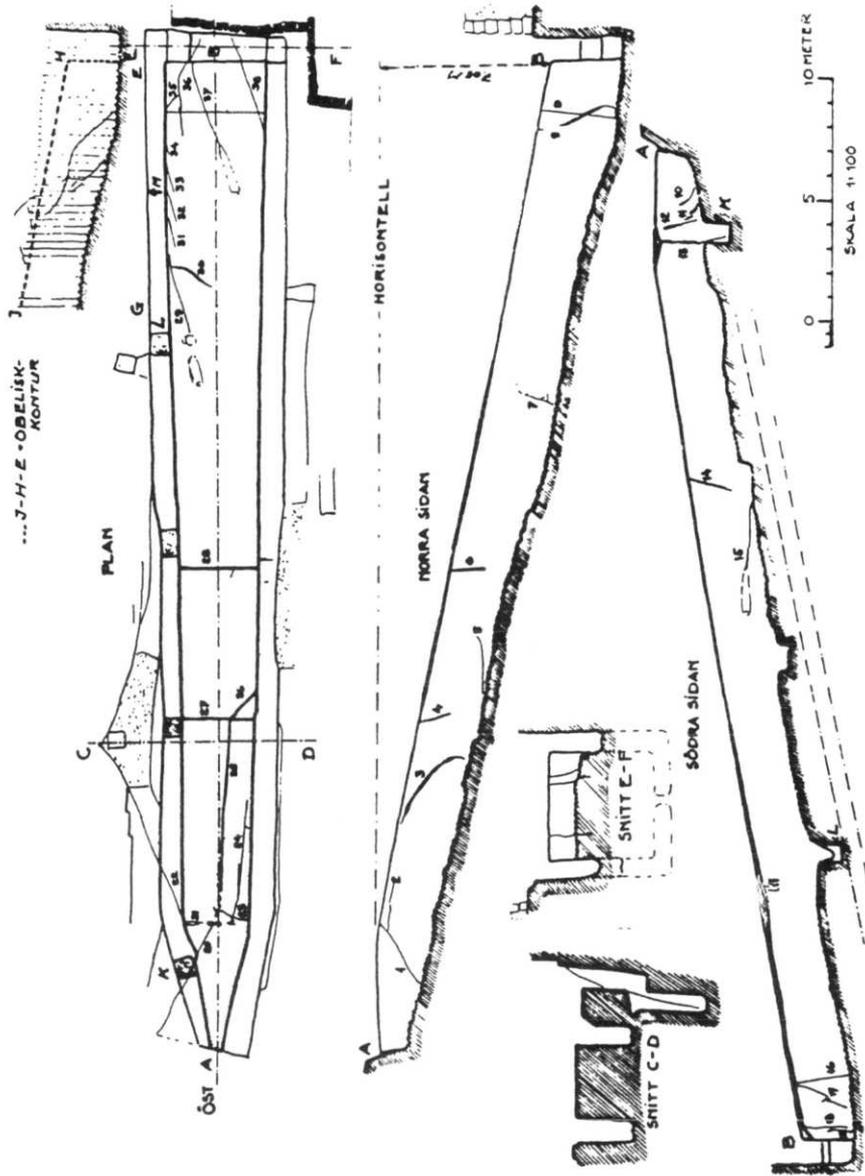


Abb. 2: Lageskizze zum unvollendeten Obelisk in Assuan [Kjellson/Mattson 254]



Abb. 3: Der herausgefräste Graben zwischen unvollendetem Obelisk und dem anstehenden Granit [Kjellson/Mattsson 256].

Nicht möglich war in Ägypten die in nördlichen Ländern vorkommende Methode, eingefülltes Wasser gefrieren zu lassen. Wo kein Frost auftritt, bleibt nur das Einschlagen von Holzkeilen, die dann zum Aufquellen gebracht werden. Kjellson erinnert daran, daß es in Ägypten früher die Sykomore gab, deren Holz besonders quellfähig ist. In Betracht zog er auch fest eingetriebene Kupferkeile, die dann mit kochendem Wasser eine Wärmeausdehnung erfuhren.

Die größten Probleme ergaben sich beim Herausarbeiten des 41 m langen Obeliskens, der an der Basis 4,9 x 4,9 m messen sollte. Beim Bearbeiten der Seitenwände zeigten sich Risse und strukturelle Unregelmäßigkeiten, die an der Standsicherheit des Obeliskens zweifeln ließen und Anlaß gaben, die Arbeit abbrechen. (Ich möchte hinzufügen, daß man vielleicht auch erkannt hat, sich übernommen zu haben; aber woher kennt man heute noch die damaligen Motive bei 1.600 t Fertiggewicht!)

Der Monolith liegt in einer ziemlich ebenen Felsplatte, die am unteren Ende 7 m tiefer liegt, so daß man bei gelungener Fertigstellung leichter in Richtung Niltal aus dem Bett herauskommen konnte. Die Arbeit begann wahrscheinlich am unteren, dickeren Ende, so daß der Abraum leichter fortzuschaffen war. Zum Freilegen der Seitenwände waren beiderseits 72 cm breite, vorerst nur 2,5 m tiefe Gräben eingefräst worden. Eine maßgetreue Zeichnung, Abb. 2, zeigt die Lage des Monolithen im Fels samt den bisher ausgearbeiteten Gräben.

Die Gräben wurden gefräst, was aus Abb. 3 eindeutig hervorgeht. Mit durchschnittlich 27 cm Abstand sind lotrechte, konkav runde Arbeitsmarken erkennbar, die am Grund des Grabens mit einem weiten Radius in die Waagerechte übergehen. An der Gegenwand sieht man die gleichen Fräsmarken, aber anscheinend von einem etwas anderen Fräskopfdurchmesser. Kjellson erwähnt den Forscher Engelbach, der 1922 die Arbeitsstelle vom Sand befreien ließ und mit italienischen Marmorbruch-Fachleuten Probearbeiten ausführte. Ein Hauptproblem wurde damals schon erkannt: der enorme Anfall von Abraum und dessen Fortschaffung in der Enge des Grabens. Es sieht so aus, als habe man aus diesem Grunde einen ersten Fräsgang nur 1 m tief ausgeführt.

Das Ausfräsen des vertikalen Grabens kann man sich noch irgendwie vorstellen. Völlig unerfindlich ist es dagegen, wie man beim Erreichen der vollen Tiefe die beiderseitigen Einschnitte unterhalb des Monolithen gleich-

falls maschinell ausfräsen konnte. Am Grund leerer Betten von kleineren fortgeschafften Obelisken erkennt man deutlich, daß in dieser Weise gearbeitet wurde. Daß vom unteren Ende des Grabens her eine horizontale Frässpindel von auch nur mehreren Metern Länge angesetzt worden wäre, ist indiskutabel. Und aus der Vertikalen mit einem Umlenkgetriebe zu arbeiten, traut man selbst einer modernen Technik nicht zu.

Eigene Gedanken

Allgemein wird geklagt, daß keine Werkzeuge und sonstigen Gerätschaften zu finden waren, durch die man mehr Aufschluß über die Arbeitsweise im alten Ägypten erlangt hätte. Deren Fehlen gab und gibt oft Anlaß zu Spekulationen über "geheimnisvolle Wunderwaffen und -kräfte", mit denen man damals gearbeitet habe. Vermutlich würde man jedoch nur, wenn man es je erfahren könnte, über die sehr frühe und erstaunlich gekonnte Anwendung einer durchaus normalen Ingenieurkunst verwundert sein. Der Großeinsatz von Sklaven machte vieles möglich, wenn man deren rücksichtslose Behandlung in Rechnung stellt.

Daß nichts gefunden wurde, ist verständlich. Das aus dem Libanon beschaffte Großbauholz, die Bronze, die Diamanten und sonstigen Schneidmaterialien waren natürlich sehr wertvoll. Eine weitgehende Wiederverwendung war nötig, bei Holz durch neue kleinere Zuschnitte, bei Bronze durch Umgießen, und die kleinen Mineralien haben sich verbraucht und verkrümelt. Was dann noch übrig blieb, wurde sicher von Bauern und Plünderern gefunden und genutzt. Seile, die bei den meisten Arbeiten wichtige und viel genutzte Hilfsmittel waren, sind selbstverständlich längst verrottet.

Kjellson hat sich über die mögliche Konstruktion einer Fräsmaschine zur Herstellung der Gräben am unvollendeten Obelisk Gedanken gemacht. Seine Skizze ist in Fig. 77, S. 275 wiedergegeben. Mit abseits stehendem Göpel, Rad und Seil-Getriebe auf zwei horizontale Fräswellen und einem komplizierten Gestell, das diese Wellen trägt und absenkt, überzeugt mich dieser Entwurf nicht, ganz abgesehen davon, daß unbeantwortet bleibt, wie in der Tiefe des Grabens seitwärts gefräst werden soll.

Auch mir fällt nichts dazu ein, wie das letztere Problem gelöst werden könnte. Wenigstens kann ich eine meiner Meinung nach einfachere und effektivere Maschine für das Ausfräsen des Grabens vorschlagen. Danach gibt es nur eine senkrechte Welle, die oben die Ausleger des Göpels trägt, darunter in Rollen gelagert ist (wie unsere heutigen Nadellager) und am unteren Ende den Fräskopf trägt. Die sehr dicke, aus Bronze gegossene Welle, ein Rohr, ist eventuell mit dem halbkugelförmigen Fräskopf zusammen gegossen. Mit der zunehmenden Frästiefe sinkt die Welle axial abwärts, was bei der losen Lagerung in den Rollen leicht möglich ist. Die Göpelarme sind gelenkig so angebracht, daß sie bei absinkender Welle immer in gleicher Höhe bleiben. Für die umlaufenden Sklaven oder Tiere ist rings um das breite Maschinengestell, das übrigens mit Keilen auf der schrägen Arbeitsebene senkrecht gestellt wird, eine gleichfalls horizontale Bahn geschaffen, die auch den am unteren Ende schon ausgefrästen Graben überbrückt.

Oben an der Frässpindel kann ein Seil eingehakt werden, das zum Hochziehen der abgesunkenen Spindel dient, wenn der nächste Fräsgang vorzubereiten ist. Das Hochziehen erfolgt mittels A-förmigem Schrägbalcken. Mit einem Keil oder Kegelbolzen, den man von der Seite her in die hochgezogene Welle steckt, wird diese in der oberen Stellung festgehalten, bis die Maschine neu in Position gebracht ist. Das Einrücken in die nächste Fräsposition erfolgt für Maschinengestell und Göpelbahn mit viel Mannschaft. An den etwas unregelmäßigen Frässpuren ist zu erkennen, daß die Maschine tatsächlich nicht Schritt für Schritt ganz genau angesetzt wurde. In die halbkugelige untere Hälfte des Fräskopfes sind Diamante in genügender Anzahl eingesetzt, um die gesamte zu fräsende Fläche zu erfassen. Die Halbkugel müßte etwa 40 bis 50 cm Durchmesser haben.

Walter Stender 82110 Germering Lohengrinstr. 43

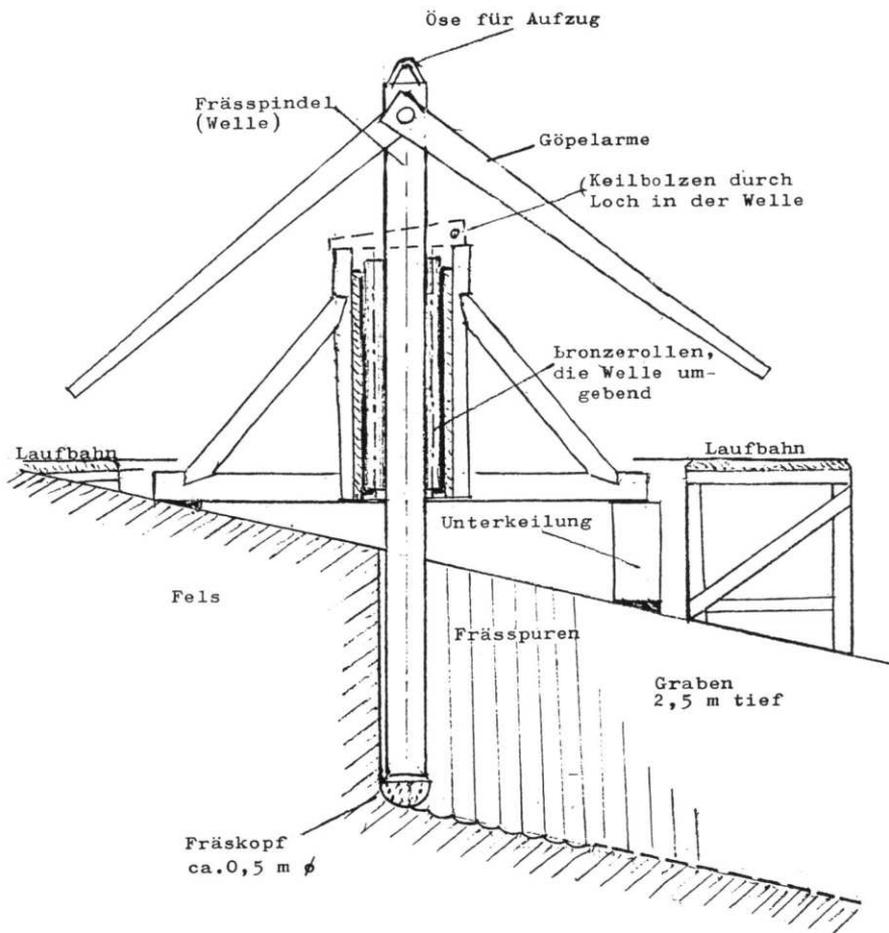


Abb. 4: Entwurf einer altertümlichen Fräsmaschine für das Ausfräsen eines 2,5 m tiefen Grabens beiderseits eines Obelisks aus einer 11° geneigten Felsplatte (Riesenobelisk von Assuan; Zeichnung W. Stender)

Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt

Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes

Heribert Illig

Die Überschrift könnte auch lauten: Wie man Lawinen auslöst. Da bringt 1993 ein Regionalteil der *Süddeutschen Zeitung* einen beiläufigen Artikel aus Anlaß eines alljährlichen kirchlichen Feiertages, der die brisante Frage aufwirft, ob einer der größten Heiligen der Christenheit überhaupt gelebt habe [Reichold]. Da meine Rückfragen nach Literatur buchstäblich auf der Strecke bleiben, verfasse ich eine Kommentierung, in der ich auf noch sehr dünnem Boden den geschichtlichen Tod des zweiten "Vater des Abendlandes" nahelege [Illig 1993].

Mein Leser A.K. Gottwald kennt nun den Autor des ursprünglichen Benediktartikels und schafft Kontakt zwischen uns. Klaus Reichold, der schon vor der Magisterprüfung mehr Zivilcourage zeigt, als andere sich vergeblich durch sie erhoffen, weist mir den Weg zu jenen Benediktinermönchen, die - ob mit oder ohne Freud - Hand an ihren Über-, pardon, Ordensvater legen. Sein wichtigster Hinweis gilt dem Kirchenwissenschaftler Francis Clark, der sich am weitesten vorgearbeitet hat.

Und nun geht es Schlag auf Schlag. Der hl. Gregor verdoppelt sich zu Gregor + Pseudo-Gregor, die Geburt des Fegefeuers erlaubt eine neue Datierung dieses Pseudo-Gregors, die Fiktion des hl. Benedikts verflüchtigt sich, während schemenhaft die eigentliche Geschichte von Papsttum, Kurie und Benediktinerorden erkennbar wird.

Benediktiner mäkeln am Hl. Benedikt

Seit Jahrzehnten hinterfragen Benediktiner-Mönche sehr kritisch die Entstehung des eigenen Ordens und die Vita seines Gründers. Sie brachten so - zusammen mit Nicht-Mönchen - das Konstrukt ihrer eigenen Ordensgelehrten zu Fall. Hatte doch die methodisch orientierte Gruppierung von Saint-Maur, Mauriner genannt, von 1618 bis 1792 die geschichtlichen Hilfswissenschaften kreierte und dabei auch dekretiert, daß es im Europa des späten 6. Jhs. bereits ein Pan-Benediktinertum gegeben habe [zusammengefaßt bei C = Clark 190ff].

Dieses und andere Desiderate bildeten 'bis gestern' den Fundus der Benediktiner, wie die beiden Brockhaus-Passagen von 1967 zeigen. Ich habe fett-kursiv all jene 'Fakten' hervorgehoben, die seitdem 'amtlicherseits' ins Zwielflicht geraten sind:

"Benedikt von Nursia, Ordensgründer, * bei Nursia um 480, † *Monte Cassino* 21.3.547 (?). Die Nachrichten über sein Leben gehen hauptsächlich auf die legendar. Schilderungen *Papst Gregors I.* zurück (*Einsiedlerleben in einer Höhle bei Subiaco, Leitung einer Mönchsgemeinschaft, Nachstellungen der Mönche*). *B. gründete bei Subiaco für die dort lebenden Eremiten 12 kleine Klöster* und sammelte um 529 zu Monte Cassino (in Kampanien) eine Mönchsgemeinschaft, die mit der *von ihm geschaffenen 'Regula'* zur *Keimzelle* des Benediktiner-Ordens und *des abendländ. Mönchtums* wurde. Seine Gebeine wurden im 2. Weltkrieg in Monte Cassino nach der Zerstörung der Abtei aufgefunden.

Benediktiner-Orden. G e s c h i c h t e. Der Orden wurde im 6. Jahrh. von BENEDIKT VON NURSIA gegründet; *seine Regel war bis in das 12. Jahrh. allein für das abendländ. Mönchtum maßgebend. Gregor d. Große (selbst ein Benediktiner) sandte 596 den Benediktinermönch Augustinus als Missionar nach England. Hier wie im fränkisch-karolingischen Reich (Bonifatius) wurde die Mission vom B. getragen.* Nach der Regel wandte er sich auch der Pflege der Kultur zu, seiner Tätigkeit vor allem ist die *karolingische Renaissance* zu danken. BENEDIKT VON ANIANE und vor allem das 910 gegr. Kloster Cluny belebten den Orden neu. Von Cluny wurde die Reform nach Gorze (bei Metz) getragen und von hier aus nach Sachsen, Bayern und Thüringen."

Schon 1919 hatte R. EHWALD konstatiert, wie dürftig und zugleich spät die Anfänge benediktinischer Mission in England sind. 1947 bestätigte J. WINANDY OSB, daß die Missionare von Kent weder Benediktiner waren noch deren Regel mitbrachten [Winandy 244]. 1949 stellte H. TAUSCH OSB die benediktinischen Ursprünge in Österreich klar, während G. PENCO OSB 1957 zeigte, wie substanzlos die Annahmen über die rasche Verbreitung der Benediktiner-Regel gerade in Italien waren. Und der hl. Benedikt konnte ebensowenig römischer Abt gewesen sein, wie das Lateran-Kloster als Heimstätte der Benediktiner während der Zerstörungszeit von Monte Cassino (581-717) gedient haben konnte [C 225]. Penco deckte auch auf,

daß gallische Klöster des 10. Jh. allzugerne ihre Gründung auf direkte Schüler des hl. Benedikts zurückführten, wie Pfarreien und Diözesen gerne von einem Apostel oder Apostelschüler abstammten. Dazu hatten sie in viele Gründungsurkunden Hinweise auf die Regel des hl. Benedikts (= **RB**) hineingefälscht [Penco 322f].

Im selben Jahr 1957 prüfte G. FERRARI, inwieweit Benediktiner-Klöster in Rom nach 600 vorherrschend waren, und kam zu dem überraschenden Schluß, daß vor dem 10. Jh. weder Orden noch Gründer nachweisbar sind [Ferrari 379f].

Ebenfalls 1957 meldete Kassius HALLINGER OSB noch massivere Zweifel an. Er entlarvte jene Akten der römischen Synoden von 601 und 610 als Fälschungen, in denen Gregor I. und Bonifaz IV. der Regula Benedikti die päpstliche Anerkennung ausdrückten [Hallinger 235]. Ein weiteres Fälschungsverdikt traf einen äbtlichen Brief, der bislang als Beweis dafür galt, daß sich die RB rasch und vorrangig im Italien des späteren 6. Jhs. verbreitet hätte [Hallinger 236]. Weitere Fälschungen sind die Vita des Benedikt-Schülers St. Placidus, derzufolge Benediktinerklöster im Sizilien des 6. Jhs. gegründet worden wären, und die Vita von St. Maurus samt seiner Missionstätigkeit in Gallien [Hallinger 236]. Aufgeklärt wurde schließlich, daß keineswegs Gregor d. Gr. die RB der Kirche generell vorgeschrieben hat [Hallinger 235].

Darüber hinaus zeigte Hallinger, daß Papst Gregor d. Gr. weder Benediktiner gewesen war noch in seinem oder anderen Klöstern die RB eingeführt hat [Hallinger 271-277; C 195]. Ganz im Gegenteil: Wann immer Gregor von Ordensregeln spricht, ergeben sich Gegenpositionen zum hl. Benedikt und Anklänge an die Gesetzesgebung von Kaiser Justinian.

Last not least wird seit 1930 generell akzeptiert, daß die RB keineswegs die einzige und wegweisende Ordensregel war, sondern auf einer *Regula magistri* (vor 525) aufbaut. Die bis dahin propagierte umgekehrte Reihenfolge ließ sich nicht mehr halten [C 196].

Hier setzte nun Francis CLARK an, der sich 35 Jahre lang mit den *Dialogen* des hl. Gregor, also von Papst Gregor I. beschäftigt hat und 1987 auf 780 Seiten nachwies, daß sie keineswegs von diesem Papst stammen, sondern von einem späteren Autor! Die Bezüge zum hl. Benedikt werden sogleich klarwerden.

Clarks Weg von Gregor zu Pseudo-Gregor

Papst Gregor d. Gr. (* um 540; 590-604) ist als Briefe- und Buchschreiber gut belegt. Erhalten sind von ihm folgende Bücher: *Moralia*, *Regula Pastoralis*, die *Homilien über Hezekiel*, die *Homilien über die Evangelien*, der *Kommentar zu 1 Regum* und das *Registrum Epistulorum*. Deschner zieht aus ihnen den Schluß, daß seine Opera "jahrhundertlang das Abendland verblödeten", während Dannenbauer über Gregors Hiob-Kommentar urteilt: "Grausamer ist wohl in der ganzen Weltliteratur nie ein großes Dichtwerk mißhandelt worden" [Deschner 1994, 208].

Seine *Dialoge* nehmen seit langem eine Sonderstellung ein. Clark nahm die Kritiken des 16. und 17. Jhs. - die erste stammte von Huldreich COCCIUS aus der Zeit um 1560 - an ihnen wieder auf und vertiefte sie entscheidend [C 30-45, 684]. Er beschäftigte sich dabei mit Stil und Inhalt der *Dialoge* genauso wie mit ihrer Einbettung in ihre vermeintliche Entstehungszeit und ihre Rezeptionsgeschichte.

Zunächst weist Clark minutiös nach, daß sich die *Dialoge* deutlich von Gregors sonstigen Werken unterscheiden. Breiten Raum in seiner Beweisführung nimmt die "immense Diskrepanz" im Stil zwischen Gregor und Pseudo-Gregor ein, die sich auf grammatikalische Phänomene, Wortschatz und Sprachmuster erstreckt [C 26f, 684-717]. Dieser Vergleich war noch relativ leicht, weil die *Dialoge* nur rund 5 % des erhaltenen Gregor-Oeuvres ausmachen und inzwischen der gesamte Wortschatz computermäßig erfaßt und statistisch ausgewertet ist. Wesentlich schwieriger und langwieriger war es, 80 originale Gregor-Passagen herauszufiltern, die in die *Dialoge* eingefügt worden sind [C 18f; minutiöser Nachweis C 431-579]

Damit gab sich Clark nicht zufrieden. Seine weiteren Prüfungen ergaben, daß Gregor in seinen sonstigen Äußerungen die Existenz 'seiner' *Dialoge* nirgends erwähnt - einzige Ausnahme wäre ein Brief, doch den weist Clark als gefälscht nach [C 12, 65-93, insbes. 81]. Das konnte im Grunde nicht verwundern, weil Gregor aus seiner Vita heraus im Jahr 593 gar keine Zeit für die Abfassung der *Dialoge* gehabt haben konnte [C 12].

Ebensowenig wie Gregor sein 'eigenes' Werk kennt, kennt es die ihm nachfolgende Zeit. Als ältester Hinweis galt eine berühmte Passage aus *De viris illustribus* von Ildephonsus von Toledo, doch sie stellte sich als mittelalterliche Interpolation, als eingeschmuggelt heraus [C 747]. Auch andere

Zeugnisse, wie die *Anthologien* des Paterius und Tajo oder die *Vitas Patrum Emeritensium* oder die *Vita Fructuosi* hielten kritischer Befragung nicht stand, sondern erwiesen sich als gefälscht [C 747].

Damit stammen die frühesten historischen Belege für die *Dialoge* erst vom Ende des 7. Jhs. [C 15], von Aldhelm von Malmesbury (zwischen 688 und 693) und Julian von Toledo [C 112, 742, 744]. Ein Jahrhundert lang haben Zeitgenossen und Nachfolger 'sehr beredt' über die *Dialoge* geschwiegen [C 49-64]. In dieses Bild paßt, daß die *Dialoge* aus Quellen schöpfen, die erst aus dem 7. Jh. stammen [C 22] und chronologische Fehler enthalten, die Gregor zu seiner Zeit nicht gemacht haben dürfte [C 24]. Dazu nur zwei Beispiele: Die Gregor unterstellte Haltung gegenüber den seit 568 ins Land drängende Langobarden kann nicht der Realität um 600 entsprochen haben [C 63f]. Weiter sollen 440 Bauern im Jahre 578 den Märtyrertod durch die Langobarden erlitten haben, wie in den angeblich nur 15 Jahre später erschienen *Dialogen* berichtet wird. Trotzdem gab es noch lange Zeit später kein allgemeines Wissen um diese Märtyrer, keine zu ihrer Ehre geweihte Kirche und kein Wissen um den Ort ihres Todes [C 669]. Überhaupt scheint die angebliche Grausamkeit der Langobarden vorwiegend den *Dialogi* zu entstammen [C 729]; denn ganz im Gegensatz dazu weiß man, daß in Rom trotz langobardisch-arianischer Eroberung viele Patrozinien überdauerten [C 738].

Diese Diskrepanz zwischen der eigentlichen gregorianischen Zeit, die sich in den päpstlichen Briefen widerspiegelt, und den *Dialogen* war 1978 schon V. RECCHIA aufgefallen:

"Es muß vor allem betont werden, daß sich das Bild einer Agrargesellschaft, wie es die *Dialoge* zeichnen, stark von dem unterscheidet, das sich in den Verwaltungsbriefen präsentiert" [C 668; Recchia 6].

Nachdem aber die Zeit nach 604 die vielleicht dunkelste der Papstgeschichte ist und das 7. Jh. generell als "dark age" bezeichnet werden muß, sind zahllose Geschichtslücken durch Informationen gefüllt worden, die aus den *Dialogen* gewonnen wurden [C 668].

Pseudo-Gregor

Clark hatte somit einen weiteren Pseudoepigraphen decouvriert: Sein Pseudo-Gregor reiht sich ein bei Pseudo-Ambrosius, der dem hl. Ambrosius

u.a. fünf Passionen unterschoben hat [C 742], bei Pseudo-Athanasius, Pseudo-Dionysius, Pseudo-Hieronimus und Pseudo-Macarius [C 753], darf aber als "der talentierteste und erfolgreichste Legendenspinner von allen" bezeichnet werden [C 742]. Clark selbst benennt ihn meist als "dialogist" und fixiert ihn zeitlich wie örtlich. Da er Zugang zu den Gregor-Briefen gehabt haben muß und einen "Notar-Stil" schrieb, dürfte er am Lateran in der römischen Kurie gearbeitet haben [C 731]. Seine Erzählungen hat er teils früheren Autoren nachempfunden, teils frei erfunden [C 607]. Clark kann ihm zahlreiche Vorlagen nachweisen, mit denen er seiner Phantasie weiterhalf [C 585f], aber keineswegs nur ältere, sondern auch solche, die erst aus dem 7. Jh. stammen [C 609]. Trotz solcher Lapsi bemühte er sich als geübter Fälscher darum, seinen Erzählungen historische Konsistenz zu verleihen, indem er auf Namen und Personen zurückgriff, die auch in Gregors Werken genannt werden. Allerdings findet ein kritisches Auge schnell Diskrepanzen [C 659f, 670-683], wie es bei diesem Genre der "phantastischen Hagiographie" [C 750] zu erwarten ist.

Was war die Motivation für diesen Pseudo-Papst? Ihn muß der Wunsch getrieben haben, anderen großen Wundertätern wie dem Hl. Antonius von Ägypten oder dem Hl. Martin von Gallien ein italienisches Pendant an die Seite zu stellen [C 726]. Dementsprechend wichtig sind ihm möglichst aufsehenerregende Wunder. Hier unterscheiden sich Gregor und Pseudo-Gregor beträchtlich. Hatte Gregor es abgelehnt, Wundererzählungen für die moralische Belehrung und Erziehung einzusetzen, bildeten sie für Pseudo-Gregor den Prüfstein für das Heilige [C 641]. Dabei bevorzugt er bizarre, alberne und "subchristliche" Geschehnisse, wie es Gregor selbst nie getan hat [C 23]. Der hielt sich noch an das Gelasianische Dekret, das vor 550 klarstellte: Märtyrergeschichten werden in der Kirche nicht gelesen, weil ihre Verfasser nicht bekannt sind, vor allem aber, weil dem schlichten Volk dadurch widersinnige und sehr unrealistische Dinge nahegebracht würden [C 601].

Dagegen sind die Vorstellungen Pseudo-Gregors über das Jenseits, wie er sie im vierten Dialogbuch vorträgt, nicht vereinbar mit der christlichen Orthodoxie der Zeit um 600 [C 23]. Durch ihn - doch das wird unten zu prüfen sein - fand das Seelengericht aus alten heidnischen Quellen Eingang in die christliche Lehre [C 645].

Gleichermaßen haben seine Dämonologie und seine Vorstellungen von Buße und vom Fegefeuer die kirchliche Lehrmeinung gegen die Intentionen Gregors stark beeinflusst [C 23]. Waren für Gregor die bösen Geister und der Teufel gefallene Engel, die fortwährend die Spiritualität der Menschen bedrohten, wandelt sich bei Pseudo-Gregor der Teufel zum, man könnte fast sagen, Goethe'schen Mephistopheles: Aus dem Bösen wird die Bosheit, aus dem Bedrohlichen ein Trickster, der mit Weihwasser oder einem Kreuzzeichen verjagbar ist und insofern keine existentielle Gefahr darstellt. Dieselbe Wandlung erfährt die Schar der nunmehr eher boshaften als böartigen Dämonen [C 651f].

Aus den spektakulären Wundergeschichten Pseudo-Gregors leitet sich der von Adolf von Harnack so genannte "vulgäre Typus des romanischen Katholizismus" mit all den Dämonen und Zauberern ab, den er für den Untergang des wahren Christentums einschätzte [C 42; v. Harnack 333], getreu der mephistophelischen Einsicht: "Das Wunder ist des Glauben liebstes Kind":

"Das Mirakel wurde das Kennzeichen der Religion. Diese lebt unter Engeln, Teufeln, Sakramenten, Opfern, Bußordnungen, Sündenstrafen, Furcht und Hoffnung, aber nicht in dem sicheren Vertrauen auf Gott in Christus und in der Liebe" [v. Harnack 333].

"So werden die Einbildungen eines ungebildeten Klerus wie des Laienstands in dogmatischen Formeln ausgedrückt; und die aktuellen Vorstellungen von Engeln, Heiligen, Dämonen, Wundern, Buße, Sühne, Fegefeuer, Himmel und Hölle wurden zu Ergänzungen der älteren Theologie" [C 43].

Für Th. Mommsen war Gregor der Große deshalb ein "recht kleiner großer Mann" [C 42], für v. Harnack "der Vater des (mittelalterlichen) Aberglaubens" [Deschner 1994, 219]. Während in Zukunft der hl. Gregor, um Pseudo-Gregor bereinigt, auch vor den Historikern bestehen könnte, werden wir aus diesem Vulgärkatholizismus Pseudo-Gregors eigentliche Datierung gewinnen.

Clark hatte also klargestellt, daß Gregor und Pseudo-Gregor zwei separate Geister waren. Wer von beiden mag den größeren Einfluß auf die Christenheit ausgeübt haben? Zwar wurde Gregor heiliggesprochen, als der Große benannt, zum einzigen Kirchenvater auf dem Stuhl Petri erhoben und zusammen mit Leo d. Gr. als einziger Kirchenlehrer in dieser Position

erachtet, doch ist er gegen Pseudo-Gregor und sein wundersüchtiges Christentum ins Hintertreffen geraten.

"Er hat fast ein halbes Jahrtausend die Dogmengeschichte im Abendland ohne Rivalen beherrscht und beherrscht im Grunde den Katholizismus noch eben" [v. Harnack 333].

Was v. Harnack schon 1891 geschrieben hat, gilt auch heute unverändert, da vermehrt Heiligenkalender publiziert werden, in denen penibel - ohne einen Hauch von Aufklärung - bizarre Wunder, widerwärtige Folterungen, sadomasochistische Qualen und satanische Blähungen einer Tausendschaft seltsamer Heiliger wiedergegeben werden [etwa Sellner 1993].

Benedikt, der "kürzlich verschollene Mönch"

Wir können damit zu jenem Heiligen zurückkehren, der - seltsame Vorstellung - ein Geschöpf, ein Homunkulus des Pseudo-Gregors zu sein scheint. Weil seine eigenen Mönche nichts über ihren Abt hinterlassen haben, stammt praktisch unser gesamtes Wissen über den hl. Benedikt von Nursia aus dem zweiten Band der *Dialoge*, der ihn zweifellos zum Patriarchen der Mönche im Westen gemacht hat [P. Battifol It. C 186]. Wie steht es um den Gründer des Benediktinerordens, neben Karl dem Großen der zweite oder sogar erste "Vater des Abendlandes"?

Dieser Benedikt schrieb nicht nur die Benediktinerregel samt dem berühmten "ora et labora", sondern er war auch einer der ganz großen Wundertäter. Wie Moses läßt er für seine Brüder Wasser aus dem Felsen strömen, wie Elias spendet er Öl bei einer Hungersnot, wie Jesus erweckt er Menschen vom Tod und läßt einen Jünger, den hl. Maurus, auf dem Wasser wandeln. Er kann Dämonen austreiben, Gifttränke (seiner Mitbrüder) erkennen und hat die Gabe des Fernwissens und des Prophezeiens [Deschner 1990, 223].

Die Gründung seines Hauptklosters Monte Cassino fiel in dasselbe Jahr 529, in dem der byzantinische Kaiser die athenische Akademie auflöste; ihr Datum steht also für den geistigen Übergang von der Antike zum Mittelalter. Von da an hat sich der Geist der Benediktiner über Europa ausgebreitet und in verschiedenen Reformen - Cluny, Gorze, Hirsau - das Christentum auf seinem dornenreichen Weg vorangebracht. Solches galt bis dato.

Dem Tod des Heiligen, vorgeblich 547, folgen nicht nur keine Nachrichten und Erinnerungen von Seiten seiner Mönche, sondern überhaupt nur sehr wenige Hinweise auf ihn oder seine Nachfolger, was Le Goff zu einem kryptischen Satz veranlaßt hat:

"Für die Italiener schrieb er [Gregor] eine Hagiographie, in der er unter den italienischen Kirchenvätern einen gewissen Benedikt von Monte Cassino, einen kürzlich verschollenen Mönch hervorhob und zu einem großen christlichen Heiligen machte" [Le Goff 1981, 111].

Das mochte für die Hagiographie wenig oder auch schon sehr viel bedeuten. Clark, der Le Goffs Arbeit kannte, fügte geduldig weitere Puzzlesteine an, indem er vor allem klarstellte, daß auch der vom verschollenen Mönch zum großen Heiligen mutierte Benedikt keine meßbare Resonanz hervorrief.

"Es gibt ebensowenig die Spur einer biographischen Kenntnis des hl. Benedikts oder eines Kults oder einer liturgischen Erinnerung an ihn vor dem Ende des 7. Jhs. Sein Name fehlt in allen aufeinanderfolgenden Ausgaben des Martyrologium Hieronymianum bis zum frühen 8. Jahrhundert. Die Sakramentarien aus dem 7. Jahrhundert zeigen, daß es keinen Kult von ihm in Rom gab" [C 16; ausgeführt 252f].

In ganz Europa gibt es bis 700 keinen Festtag, keinen Jahrestag, keine ihm geweihte Kirche, keinen ihm geweihten Altar. Erst im frühen 8. Jh. wird Benedikt erstmals in einem liturgischen Dokument erwähnt [C 16]. Davor fehlt auch jeder Hinweis darauf, daß seine Regel irgendwo beachtet worden wäre (s.u.). Das benediktinische Mönchtum erlebt erst mit Papst Gregor II. und dem hl. Bonifaz im 8. Jh. eine erste Blüte [C 17].

Auf dem Weg zu diesem Ergebnis muß Clark endgültig ein Dokument verabschieden, das seit Jahrhunderten abwechselnd als falsch oder echt eingeschätzt wird: das sogenannte *testamentum Sancti Leodegarii*, unterzeichnet von 54 Bischöfen auf dem sogenannten Konzil von Autun, dessen Datierung zwischen 663 und 679 schwankt. Auf diesem "Konzil", dessen Bezeichnung sich von St. Leodegar, dem Bischof von Autun, herleitet, wird die RB als einzige Mönchsregel dekretiert [C 236f]. Dieses Dokument, das ohnehin erst im 13. oder 14. Jh. Erwähnung findet, ist eine schlichte Fälschung, der in der Realität nichts entsprochen hat, denn die alternative Columbansche Regel blieb in Gallien weiterhin dominierend [C 239].

Als weitere Fälschung stellte sich das Gedicht Mark's von Monte Cassino heraus. Es schildert Details aus dem Benediktus-Leben, die in den

Dialogen nicht erwähnt werden, und schließt die Lücke zwischen 6. und 8. Jh. Der frühere Glaube, daß es Mitte des 6. Jhs. geschrieben worden sei, muß der Einsicht weichen, daß es aus dem 8. Jh. stammt [C 293].

Benedikt - zwibelegt, einleibig, leiblos?

Und was geschah mit Benedikts sterblichen Überresten? Nach der Zerstörung von Monte Cassino durch die Langobarden (aus den *Dialogi* auf 581 datiert, während Paulus Diaconus die Katastrophe erst nach 600 ansiedelt [C 739]) wurde das Kloster verlassen und aufgegeben. Gleichwohl wären die sterblichen Überreste von ihm und seiner Schwester, der hl. Scholastika, hundert lange Jahre unbeachtet in den Trümmern verblieben, während europaweit schwungvoller Reliquienhandel getrieben wurde. Gemäß der Überlieferung aus Cluny hätten dann französische Mönche die Reliquien zwischen 653 und 707 an die Loire verbracht [C 266]. Seitdem soll der Leib des hl. Benedikt in dem nach ihm benannten St. Benoît-sur-Loire liegen, der Leib der hl. Scholastika in Juvigny - nach einer Zwischenstation in Le Mans. Aber auch in Monte Cassino wurden beider Leiber nach den Zerstörungen von 1944 just dort entdeckt, wo sie gesucht und erwartet werden mußten: im Schrein unterm Hochaltar [C 262]. Die Montecassiner Tradition fühlte sich durch die Untersuchungen von 1951 bestätigt [C 272]. Clark bleibt da skeptischer:

"Der Schluß ist unausweichlich, daß irgendwann im frühen Mittelalter mindestens an einem der beiden Plätze - entweder in Montecassino oder in Frankreich - Überreste eines älteren Mannes und einer älteren Frau, die nicht die Überreste des hl. Benedikts und der hl. Scholastika waren, in einen Schrein gelegt und als die wahrhaftigen Reliquien dieser zwei Heiligen bezeichnet wurden" [C 263].

Der Befund braucht nicht zu verwundern, gelten doch 8. und 9. Jh. als die Blütezeit des Reliquienhandels, und kannte schon Gregor I. den Verkauf gefälschter Reliquien [C 273; Deschner 1990, 259]. Clark legt sich nicht fest, ob nur die Reliquien von St. Benoît-sur-Loire oder auch die von Montecassino gefälscht sind - beides wäre möglich, wie Fälschungen des 9. Jhs. beweisen [Goffart]. Aber er stellt ganz klar, daß die angebliche Verbringung nach Frankreich einfach zu früh kommt: Benedikt war damals noch gar nicht bekannt [C 274].

Zur Regel des hl. Benedikt

Es läßt sich nun Aufklärendes zur Regula Benedicti sagen. Ihre Vorläuferin, die Regula magistri, stammt aus dem ersten Viertel des 6. Jhs., und die RB sollte ihr aus stilistischen Gründen nicht später als einige Dekaden folgen [C 222]. Aber vor 650 ist die RB weder in Rom noch im übrigen Italien, noch auf Mittelmeerinseln, noch in Spanien noch in England oder sonstwo auf den britischen Inseln anzutreffen - einzige Ausnahme ist eine Erwähnung im merowingischen Gallien um 625 [C 17, 222]. Vor den ersten Dekaden des 8. Jhs. blieb die RB 'im Halbdunkel' und ließ nichts von dem meteorhaften Aufstieg erkennen, den sie in diesem Jahrhundert noch nehmen sollte [C 222]. Ebenso wenig ist eine Verbindung von RB mit Monte Cassino [C 247] oder mit dem hl. Benedikt zu erkennen.

"Doch außerhalb der Seiten der 'Dialoge' scheint es, als ob all diese Schüler und Nachfolger des großen Patriarchen der westlichen Mönche niemals existiert hätten - so total ist das Fehlen jeder verifizierbaren Spur von ihnen in der zeitgenössischen historischen Chroniken [...] Ist keiner von ihnen seinem [Benedikts] Beispiel gefolgt, ihrerseits Klöster zu gründen? Warum bringt die Hagiographie des sechsten, siebten und achten Jahrhunderts kein Echo ihrer Lebensläufe, ihrer Taten und Worte? Ansätze, diese Lücke zu füllen, beginnen erst im neunten Jahrhundert mit dem gefälschten Leben von St. Maurus, verfaßt von Abt Odo von Glanfeuil oder 'St-Maur-sur-Loire' - denn auch der Körper des hl. Maurus soll, wie der seines Meisters, in ein Kloster an der Loire verbracht worden sein" [C 248f].

Der Vergleich mit der Hagiographie des hl. Columban, im 7. Jh. von Jonas von Bobbio verfaßt, zeigt, daß diese "fest in der verifizierbaren zeitgenössischen Geschichte verankert ist" [C 249]. So gehört für Clark zwar Columban, nicht aber Benedikt seiner eigenen Zeit an.

"Als die RB erstmals historisch berichtet wird, gibt es weder ein Anzeichen historischer Kontinuität noch irgendwo eine lebendige Tradition klösterlicher Observanz. Dies erscheint nicht wie ein religiöser Einfluß, der von einem berühmten Gründer durch seine verehrten Schüler weitergetragen wird, sondern wie ein vielfältiger Text, der an einen Bischof und an Mönche verschickt worden ist, die bis dahin nichts von seiner Existenz wußten" [C 250].

Für Clark ist die RB "in der Praxis ein Jahrhundert und länger [nach Gregor] ignoriert" worden, obwohl sie schon im 6. Jh. weit verbreitet gewesen sein soll [C 221], und sie erlebt erst "nach einem Hiatus von über 150 Jahren historischer Dunkelheit" ihre triumphale Expansion [C 251].

Abschied vom hl. Benedikt

So viele Zweifel aber F. Clark rings um die Person des Benedikt gesät hat, so zurückhaltend ist er mit dessen endgültigen Streichung aus der Geschichte. Er hält die RB weiterhin für ein Produkt des 6. Jhs., datiert aber die Abfassung der gregorianischen *Dialoge* in die Zeit zwischen 671 und 688 [C 29, 172ff], während der eigentliche Gregor weiterhin 604 stirbt. Wirklich schlecht steht es um die hl. Scholastika, denn sie muß wohl als Fiktion Pseudo-Gregors verstanden werden [C 281; Cusack]. Doch ihren Bruder, von dem Clark nicht weiß, ob dieser Benedikt von Nursia und von Monte Cassino derselbe ist wie der Verfasser der *Regula Benedicti*, hält er keineswegs für völlig gefälscht:

"Aber trotz der Zweifel über die rivalisierenden Ansprüche auf die wahren Knochen und obwohl die Fakten seines Lebens in den legendenhaften Nebeln der *Dialoge* verborgen sind, steht sein wahres und andauerndes Denkmal wie ein Leuchtturm über den Gezeiten der Zeit. Die Klosterregel, die seinen Namen trägt, hat das Leben zahlloser Christen, Männern wie Frauen, über mehr als ein Jahrtausend hinweg geformt" [C 281f].

Er weicht also der ultimativen Antwort aus und rettet sich zu dem Sprichwort 'Kein Rauch ohne Feuer'. Insofern erwartet er nur einen frischen Ansatz, um die zeitliche Position von Benedikt zu bestimmen [C 751].

Wir wollen hier den nächsten und endgültigen Schritt tun und den laut Reichhold drohenden Sturz des Benedikts endgültig vollziehen. Es bleibe unbenommen, daß es ein "kürzlich verschollenes" Mönchlein dieses Namens im 6. Jh. gegeben haben mag, aber der kraftvolle Begründer seines Ordens und seiner Regel war dieser Benedikt mit Sicherheit nicht. Vollends fiktiv sind seine Konfratres, deren Lebensgeschichten sich insgesamt so in Luft auflösen wie die des Wasserwandlers Maurus, die als Fälschung entlarvt worden ist (s.o.).

Pseudo-Gregor und das Fegefeuer

Im Wissen darum, daß die Zeit von 604 bis 715 die dunkelste ist in der Geschichte des Christentums [C 745; le Bras 184], und im Lichte meiner These, daß die Zeit von 614 bis 911 künstlich erzeugt und deshalb streichenswert ist, stellt sich natürlich die Frage, wo Pseudo-Gregor in der realen Geschichte untergebracht werden kann, nachdem das von Clark vorgeschlagene späte 7. Jh. zu den fiktiven Zeiten gehört. Eine Antwort läßt sich ausgerechnet daraus gewinnen, daß das Fegefeuer die Gnade der späten Geburt für sich beanspruchen kann.

Der große Historiker Jacques Le Goff ist diesem katholischen Phänomen nachgegangen und hat erforscht, wie sich die Fegefeuer-Vorstellung im Laufe der Zeiten entfaltet hat. In unserem Kreis hat bereits Hans-Ulrich Niemitz auf Le Goff und den Umstand verwiesen, daß das Fegefeuer verdächtig lange in Lethargie verharrete:

"In den fünf Jahrhunderten zwischen Gregor dem Großen [604] und dem 12. Jahrhundert entwickelten sich die Ansätze zum Purgatorium kaum weiter. [...] Die genannten fünf Jahrhunderte sind für uns eine lange Periode, in der das Nachdenken über das Jenseits anscheinend stagnierte" [Le Goff 1990, 120; Illig-Niemitz 1991, 40]

Dieser Verdacht wird nunmehr erhärtet und in eine Datierung ausgemünzt.

Das Fegefeuer, 1274 vom zweiten Konzil von Lyon als existent formuliert [Le Goff 287] und 1563 auf dem Trientiner Konzil dogmatisiert, hat vier viel ältere Väter: Die Begründer Clemens von Alexandria († 215) und Origenes († 254), den "wahren Vater" Augustinus († 430) und Gregor d. Gr. († 604) [Le Goff 72, 84, 110]. Doch diese Väter sprachen allenfalls vom *ignis purgatorius*, einem reinigenden Feuer, nicht von einem realen Ort, der wie Himmel und Hölle die Seele im Jenseits erwartet. Diese Wandlung vom ortlos brennenden Feuer zur realen Institution Fegefeuer, zum *Purgatorium*, erfolgte erst, "als sich zwischen 1150 und 1250 das Fegefeuer im Glauben der abendländischen Christenheit etablierte" [Le Goff 14]. (Im Deutschen werden beide Begriffe gleich übersetzt, ihre Unterschiede also verwischt).

"Für mich besteht kein Zweifel daran, daß in diesem Kreis, genauer gesagt in der Schule von Notre-Dame de Paris, das Purgatorium geboren wurde. [...]"

Am Schnittpunkt dieser beiden Kreise [der Schulen von Paris und Cîteaux] entstand zwischen 1170 und 1200, möglicherweise in den zehn Jahren zwischen 1170 und 1180, sicher aber spätestens im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts das Purgatorium" [Le Goff 191, 204].

Francis Clark hat kurz nach Le Goff klargestellt, daß der vierte und letzte Fegefeuer-Vater nicht Gregor, sondern Pseudo-Gregor war, der erst um 680 geschrieben hätte. Damit wurde auch klar, warum Le Goff mit Gregor seine Schwierigkeiten hatte. Denn dieser Fegefeuvater

"brachte für diesen Glauben jedoch nur in zweiter Linie Interesse auf. Als entscheidend galt ihm, daß es am Tage des Jüngsten Gerichts nur zwei Kategorien von Seelen geben würde: Die Erwählten und die Verdammten" [Le Goff 117f].

Hier stört nicht die Schizophrenie eines Gregors, sondern die Diskrepanz zwischen Gregor und Pseudo-Gregor, die Le Goff entgangen war [C 650].

Nach meiner bisherigen These sind die Jahre zwischen 614 und 911 ersatzlos zu streichen, weshalb Artefakte und Geschehnisse, die sich als real erweisen, in andere Zeiten umzudatieren sind. Pseudo-Gregor kann also nicht um 680, sondern frühestens ab 911 zur Feder gegriffen haben. Läge es nicht nahe, daß er in jenen Zeitraum gehört, in dem das Fegefeuer beginnt ortsgebunden zu brennen?

Dann müßte er der Zeit zwischen 1150 und 1190 angehören, weil er noch nicht den Begriff Purgatorium verwendet. Für diese beunruhigend späte Datierung gibt es ein starkes Indiz.

"Im IV. Buch der *Dialogi* vermittelt Gregor der Große [in Wahrheit also Pseudo-Gregor] anhand von Anekdoten - meist handelt es sich dabei um Visionen - einige Grundlehren des Christentums, wie z.B. die Unsterblichkeit der Seele, das Schicksal nach dem Tode und die Eucharistie. Die Anekdoten nennt er *exempla* und kündigt damit die *exempla* des 13. Jahrhunderts an, mit deren Hilfe der Glaube ans Fegefeuer verbreitet wurde. [...]

Nach Gregors Geschichten [wurden] die Anekdoten zugeschnitten, mit deren Hilfe die Kirche im 13. Jahrhundert den Glauben an das nunmehr existente und klar definierte Fegefeuer verbreitete" [Le Goff 113, 116].

Die Forschung steht also vor einer fast unüberwindbaren Hürde: Der Gregor von 593 hätte eine literarische Gattung geprägt, die so futuristisch war, daß sie erst 600 Jahre später Früchte trug. Und die spätgezeugten *exempla* des 13. Jhs. dienten der Kirche vor allem dazu, "den Glauben an das nunmehr existente und klar definierte Fegefeuer" zu verbreiten [Le Goff 116], also fast demselben Zweck wie die Vorbilder von einst. Um diese Hürde regelwidrig zu umlaufen, formuliert Le Goff nur wenige Seiten weiter einen verräterischen Satz:

"Ich möchte zeigen, daß die geschichtliche Zeit weder immer gleich schnell läuft noch auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet ist" [Le Goff 120].

Er flüchtet sich also, weil er die 600-Jahres-Lücke bei den *exempla* wie bei der Fegefeuerentwicklung nicht motivieren kann, in eine peinliche Relativistik, die in ihrer Durchsichtigkeit umso mehr empört, als Le Goff sehr wohl geschichtliche Stoßkraft und -richtung herausarbeitet, solange sie ihm zugänglich sind. So hatte er das Problem, daß drei berühmte Christen seiner These im Wege standen. Sowohl Petrus Damiani († 1072) als auch Hildebert von Lavardin († 1133) wie der hl. Bernhard († 1153) sollten bereits - Le Goff zuwider - antizipatorisch vom Purgatorium gesprochen haben. Nun ist seit längerem Hildeberts vermeintlicher Satz dem Petrus Manducator zurückerstattet worden, der erst 1179 starb [Le Goff 444]. Weiter erkannten die Spezialisten O.J. Blum, J. Ryan und F. Dressler die Zuschreibung an Damiani als unhaltbar und wiesen die fragliche Predigt einem Pseudo-Damiani zu [Le Goff 194f]. Le Goff selbst führte dann den Nachweis, daß beide anachronistisch anmutenden Texte von einer Hand stammen, die einem "gerissenen" und "notorischen Fälscher" [Le Goff 197, 442] zugehörte, der als Sekretär des Heiligen bekanntermaßen Bernhards-Texte produziert hatte:

"Ich nehme an, daß Nikolaus von Clairvaux beide Predigten schrieb und mit Fälschergenie aus der einen eine Damiani-Imitation, aus der anderen eine Imitation des heiligen Bernhard machte" [Le Goff 197].

Dieser Nikolaus starb nach 1176 [Le Goff 198] und damit für die Purgatoriumsthese spät genug. Le Goffs Relativierungen beginnen also erst dann, wenn er nicht mehr in der Lage ist, störende Zeitdiskrepanzen viel größeren Kalibers auszuräumen und eine "erstarrungsähnliche Reglosigkeit der

Theologie und der Glaubenspraxis zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert" akzeptieren muß [Le Goff 24]!

Wir betrachten noch kurz, wie ab 1200 die *exempla* den Glauben ans Fegefeuer intensivieren. Kurz nach dieser Jahrhundertwende schrieb etwa Konrad von Eberbach Gespenstergeschichten, durfte aber noch fast nichts vom Fegefeuer berichten, weil sein Werk als Geschichte des 12. Jhs. aufgemacht war [Le Goff 358]. Roger von Wendover erzählt in seinen *Flores historiarum* unter dem Jahr 1206 von einer Reise ins Jenseits, dessen Interieur stark an Pseudo-Gregor gemahnt. Denn das neben oberer und unterer Hölle und dem Paradies existierende Fegefeuer besteht für Roger aus dem Feuer, dem eisigen See und der Brücke [Le Goff 361]. Pseudo-Gregor hatte in zwei seiner Geschichten die Stätte der Buße auf dieser Welt an einem allgemein bekannten Ort angesiedelt: in den römischen Thermen! Die abwechselnde Wärme- und Kältebehandlung erschien ihm besonders charakteristisch für eine postmortale Reinigungsstätte [Le Goff 117]. Roger griff wohl auf dieses Bild zurück. Hervorgehoben muß werden: Daß schon (Pseudo-)Gregor einen realen Ort fürs Fegefeuer gesucht und gefunden hatte, mußte Le Goff ignorieren, während es hier als starkes Indiz für die Verpflanzung der *dialogi* dienen kann!

Nun setzten die Predigten der Bettelordensmönche ein, die mit ihren ausschmückenden *exempla* das Massenmedium für die Gläubigen bildeten. Herausragende Vertreter waren der Zisterzienser Cäsarius von Heisterbach († 1240) und der Dominikaner Stefan von Bourbon († 1261) [Le Goff 364-377], bei dem das Fegefeuer bereits infernalisiert, also höllisch heiß wird. Wir erkennen daran, daß die Dynamik der Fegefeuvorstellung nahtlos von einem Pseudo-Gregor und seinen *exempla* des 12. Jhs. hinüberführt zu den *exempla* der Predigermonche des 13. Jhs. So ist indizienmäßig abgesichert, daß Pseudo-Gregor in der zweiten Hälfte des 12. Jhs, aber nicht später als 1190 geschrieben hat.

Dieser späten Datierung steht nicht entgegen, daß erst im 12. Jh. die Übersetzung der Gregors-*Dialoge* in einen französischen Dialekt erfolgte [Le Goff 172]. Geprüft werden muß noch, inwieweit andere Quellen, die auf Gregors *Dialoge* zurückgreifen, ihn de facto erst befruchtet haben [etwa Le Goff 451f]. Dann wird sich auch klären, ob Pseudo-Gregor z.B. noch als der Autor gelten kann, der ein heidnisches Sündengericht trotz der katholischen Orthodoxie einführte, oder ob dies ein nunmehr Früherer tat.

Für die drastische Verjüngung spricht auf alle Fälle, daß so mancher Heilige der Spätantike nur zu sehr posthumem Ehren gelangte:

"Der künstliche Ruhm, den sie in einer Zeit erwarben, als die *Dialoge* bekannt wurden, kann nicht einfach über das Fehlen jeden Kultes und jeder Kenntnis in ihren angeblichen Heimatländern hinwegführen. Erst nach vielen Jahrhunderten wurde ihr Kult als ein langverzögertes Erbe der *Dialoge* eingeführt" [C 668].

Nachdem wir die *Dialoge* nunmehr viel später ansiedeln, bleibt einer ganzen Reihe von Heiligen das Schicksal von Benedikt nicht erspart, als Fiktionen entlarvt zu werden. Kaum zu retten sind Anastasius, der römische Märtyrer Bonifaz, Cerbonius, Equitius, Euthicius, Florentius, Fondi, Fortunatus, Honoratus, Libertinus, Nonnosus, Sabinus, Sanctulus und Suppentoma [C 668, 726]. Da laut G. Lucchesi alle Fiktionen umbrisch-toskanischer und römischer Heiliger aus einer "recognizable school" stammen, zu der Clark auch die Verfasser der *Gesta Martyrum* (5. bis spätes 7. Jh.) rechnet, kann diese Schule wohl auch ins 12. Jh. verpflanzt werden [C 741].

Wir verlassen damit den Entwicklungsweg des Fegefeuers, den Le Goff in Dantes Göttlicher Komödie seinen strahlenden Höhepunkt von 1319 finden läßt, den er aber deswegen anspricht, "um ein weiteres Mal zu zeigen, wie der Zufall arbeitet" [Le Goff 407]. Natürlich ist es nicht zwingend, daß am Ende dieser Entwicklung ein Poet das gesamte Material dichterisch überhöht; doch zwingend ist, daß dieser Dichter nur mit diesem Material sein Werk gestalten konnte. Le Goffs analytischer Nihilismus wird hier nachgerade peinlich.

Benediktiner und Karolinger

Wir wollen nun die Bezüge der Benediktiner zu den Karolingern ausleuchten und skizzieren dazu rasch die enge Verzahnung zwischen beiden gemäß herrschender Lehre. Nach dem Neubau von 717 blühte Montecassino erst unter dem Schutz der Karolinger auf. Karlmann, der älteste Sohn von Karl Martell, und Bonifatius brachten die "austrasische Bewegung" ins Rollen, die 743 im Dekret des *Concilium Germanicum* kulminierte. Ab diesem Konzil der ostfränkischen Kirche galt die RB als verbindliche Observanz für

Mönche wie Nonnen, ein Beschluß, der 744 auch für den Westen gefaßt wurde. Nachdem er Bonifatius mit der Reform der fränkischen Kirche beauftragt hatte, zog sich Karlmann nach Monte Cassino zurück [C 290f].

Die Angelsachsen Bonifaz und Willibald christianisierten 'Deutschland' [C 283], und die RB wurde zum Machtinstrument der Karolinger. Unter Karl d. Gr., dem "größten Patron benediktinischer Klösterlichkeit" [C 294] breitete sie sich über die gesame Christenheit aus. Drei Jahre nach seinem Tod wurde die Regel 817 auf dem Konzil zu Aachen durch das Capitulare monasticum zur Reichsregel erhoben [C 294].

Dieser innige Konnex von staatlicher und geistlicher Macht überlebte den Niedergang der Karolinger nicht. So wird Monte Cassino 883 von den Sarazenen erstürmt, zahlreiche nördliche Klöster der RB lösen sich auf. Eine Studie für Bayern zeigt, daß mehr Benediktinerklöster im 10. Jh. aufgelassen werden mußten, als überdauerten: 37 Schließungen stehen 26 überlebenden Gemeinschaften gegenüber. Was war hier geschehen? Eine rasche Antwort liegt parat.

"Aber kaum zwei Jahrhunderte waren diesen friedlichen und segensreichen Anfängen beschieden. Die nach Westen vordringenden Ungarnhorden, aber auch die Habgier weltlicher wie geistlicher Großer, die in den Klöstern wertvolle Wirtschaftsobjekte und -werkzeuge sahen, machten den Frühklöstern ein frühes Ende. Die Jahrtausendwende sah nur mehr wenig von der alten Klosterkultur" [Bauerreiß 88].

Klingt das überzeugend? Schon ein halbes Jahrhundert vor diesem Niedergang in Bayern blühten zwei kraftvolle Reformideen unter benediktinischen Klosterdächern. Seit dem hl. Abt Odo (927-942) begann das burgundische Cluny über die romanische Christenheit auszustrahlen, das dann über Hirsau Einfluß auf die deutschen Klöster gewann. Gleichzeitig bildete das lothringische Gorze - seit Adalbero I. und seiner Reform von 933 - den Mittelpunkt einer gleichzeitigen zweiten benediktinischen Reformbewegung, die über Trier noch vor der Jahrtausendwende über den Rhein ausgriff. Gorze erfaßte rasch über 160 Abteien in Deutschland, darunter so prominente wie die Reichenau und St. Gallen, Prüm und Fulda, St. Emmeram zu Regensburg und Niederaltaich. Sie entsprach dem ottonischen Reichskirchensystem und ermöglichte die weit über die Reichenau hinausgreifende ottonische Mal- und Buchkunst [vgl. Illig 1994, 293f].

"Ein Aufschwung der Kirche mußte daher der gesamten abendländischen Christenheit direkt zugut kommen. Dieser Aufschwung ist **seit der Mitte des 10. Jahrhunderts eingetreten** und hat bis zum 13. Jahrhundert fortgewirkt, in dem die Herrschaft der Kirche und das System der mittelalterlich-kirchlichen Weltanschauung vollendet ist" [v. Harnack 348].

Wenn die Zeit von 614 bis 911 streichenswert ist, erhalten wir ein ganz anderes Bild. Clark und seine Vorgänger haben klargestellt, daß es bis fast 700 weder Benediktinerklöster noch eine gelebte Regula Benedikti noch Erinnerungen an einen hl. Benedikt noch einen hl. Benedikt gab. Wann also konnte überhaupt ein erstes Benediktinerkloster entstanden sein? Wir werden direkt auf Cluny verwiesen, das 910 gegründet worden sein soll. Im Klostergebiet von Cluny liegt der Ort Fleury, zu dem die angeblichen Reliquien des hl. Benedikts aus Italien verbracht wurden und der seitdem St. Benoît-sur-Loire heißt. So wird in unserem Szenario Cluny zu jener treibenden Kraft, die sich durch einen fingierten italienischen Klostergründer an die Spitze einer damals weiß Gott nicht starken Kirche schiebt. Doch sofort spaltet sich die benediktinische Bewegung politisch auf: Cluny vertritt einen Kurs, der gegen die Bischöfe gerichtet ist und statt dessen auf einen Klosterverband mit Großabt hinsteuert oder, kurz gesagt, von "dem Ruf nach der 'Freiheit der Kirche'" bestimmt ist [Bauerreiß 89]. Gorze tendiert hingegen zum Reichskirchensystem mit seinem Zusammenspiel von weltlicher und geistlicher Oberhoheit. Monte Cassino ist dagegen 950 von Abt Aligernus aus Capua erstmals gegründet, nicht wiederaufgebaut worden, womit sich das Fehlen karolingischer Reste erklärt. Warum Rom und die päpstliche Macht unerwähnt bleiben, wird uns im Rahmen der Neuschreibung der Kirchengeschichte beschäftigen.

Literatur

- Bauerreiß, Roman OSB (1960): "Die Benediktiner in Bayern"; in H. Schnell (Hg): Bayerische Frömmigkeit. 1400 Jahre Christliches Bayern; München
- C = Clark, Francis (1987): *The Pseudo-gregorian Dialogues*; 2 Bände in der Reihe *Studies in the History of Christian Thought*; Leiden
- Cusack, P.A. (1974): "St. Scholastica: Myth or Real Person?"; in *Downside Review* 92, 145-159

- Deschner, Karlheinz (1990): Kriminalgeschichte des Christentums. Band 3/ Die alte Kirche. Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung; Reinbek
- (1994): Kriminalgeschichte des Christentums. Band 4/ Frühmittelalter; Reinbek
- Ehwald, R. (1919): Aldhelmi Opera, Monumenta Germaniae Historica
- Ferrari, G. (1957): Early Roman Monasteries. Notes for the History of the Monasteries and Convents at Rome from the V through X Century; Rom
- Goffart, W. (1966): The Le Mans Forgeries: a Chapter from the History of Church Property in the Ninth Century; Cambridge Mass.
- Hallinger, Kassius (1957): "Papst Gregor der Große und der heilige Benedikt"; in B. Steidle (Hg): Commentationes in Regulam Sancti Benedicti; Rom
- Harnack, Adolf von (⁸1991): Dogmengeschichte; Tübingen (1889/91)
- Illig, Heribert (1993): "Das Ende des Hl. Benedikts? Der andere 'Vater des Abendlandes wird auch fiktiv"; in *VFG* V (2) 23
- (1994): Hat Karl der Große je gelebt?; Gräfelting
- Illig, Heribert / Niemitz, Hans-Ulrich (1991): "Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?"; in *VFG* III (1) 36
- Langosch, Karl (1990): Mittelatein und Europa. Führung in die Hauptliteratur des Mittelalters; Darmstadt
- Le Bras, G. (1958): "L'Eglise romaine et les grandes églises occidentales après la mort de Grégoire le Grand"; in *Caratteri del secolo VII in Occidente*; Spoleto
- Le Goff, Jacques (1990): Die Geburt des Fegefeuers. Vom Wandel des Weltbildes im Mittelalter; München (franz. erstmals 1981, überarbeitet)
- Penco, G. (1957): "La prima diffusione della Regola di S. Benedetto"; in *Studia Anselmiana* 42, S. 321
- Prinz, Friedrich (²1988): Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert); München (1965)
- Recchia, V. (1978): Gregorio Magno e la Società Agricola; Roma
- Reichold, Klaus (1993): "Ein Mann von zweifelhafter Herkunft. Am Sonntag [21.3.] feiert die Kirche den Todestag des Heiligen Benedikt"; in *Neueste Nachrichten. Lokalteil der Süddeutschen Zeitung für den Landkreis München* vom 20.3.1993, S. 2
- Richards, Jeffrey (1983): Gregor der Große. Sein Leben - seine Zeit; Leipzig
- Sellner, Albert Christian (1993): Immerwährender Heiligenkalender; Frankfurt/M.
- Tausch, H. (1949): Benediktinisches Mönchtum in Österreich; Wien
- Winandy, J. OSB (1947): Mélanges bénédictins; St. Wandrille

Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung

Hans-Ulrich Niemitz

Wenigen Mittelalterarchäologen ist bewußt, daß die Forschungen zur Keramik des Frühmittelalters in einer Dauerkrise stecken. Doch ihre Veröffentlichungen, von der Entdeckung der karolingischen Keramik durch Constantin Koenen am Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, zeigen diese Dauerkrise. Heute, nach mehr als hundertjähriger Forschung, sind noch immer Formulierungen zu lesen, die eigentlich jedem kritischen Wissenschaftler die Haare zu Berge stehen lassen müßten.

Der Beginn jeder historischen Arbeit besteht darin, zunächst eine relative, dann eine absolute Chronologie aufzustellen. Dieser Aufgabe sind die Keramikforscher nicht gewachsen. Sie können keine Jahreszahlen oder Zeitabstände unterscheiden. Selbst der einfachste Schritt mißlingt: Sie können nicht das 'Vorher' und 'Nachher' unterscheiden, weshalb es nicht einmal gelingt, eine relative Chronologie aufzustellen [Vychitil, 21]. Seit einem Jahrhundert ringen die Keramikforscher trotz ständig steigender Fundmenge darum, ihr Material in elementarer Weise so zu ordnen, "daß späteren Bearbeitern eine Zuweisung neueren Fundmaterials ohne Spezialstudien möglich ist" [Lobbedey, 4]. An dieser Aufgabe scheiterten alle Forscher - von Koenen [1887 und 1895] über Rademacher [1925 und 1927], Hussong [1936 bis 1972], Böhner [50er Jahre], Janssen und Lobbedey [1968] bis hin zu Vychitil [1991]. Stattdessen hören wir Klagen über Datierungsunsicherheiten, die Jahrhunderte umfassen. Dazu kurze Zitate in chronologischer Reihung.

Constantin Koenen, 'Entdecker' - vielleicht auch 'Erfinder' - der karolingischen Keramik, ging u.a. von Reliefbandamphoren aus, die er über den sie einschließenden Fußboden der Kirche St. Quirin in Neuss datierte. Deren Bau war urkundlich für das Jahr 825 bezeugt; dieses Datum diente allen späteren Funden als chronologische Richtschnur, obwohl es W. Bader viel später - und viel zu spät - angezweifelt hat [Bader 1955, 71-74]. Doch Koenen selbst hatte große Mühe, karolingisches von postkarolingischem Material zu trennen. Er schreibt 1895:

"Die nachkarolingischen Gefäße haben sich fast ausnahmslos aus den karolingischen entwickelt. Es sind zumeist verroherte Arten der Kar-

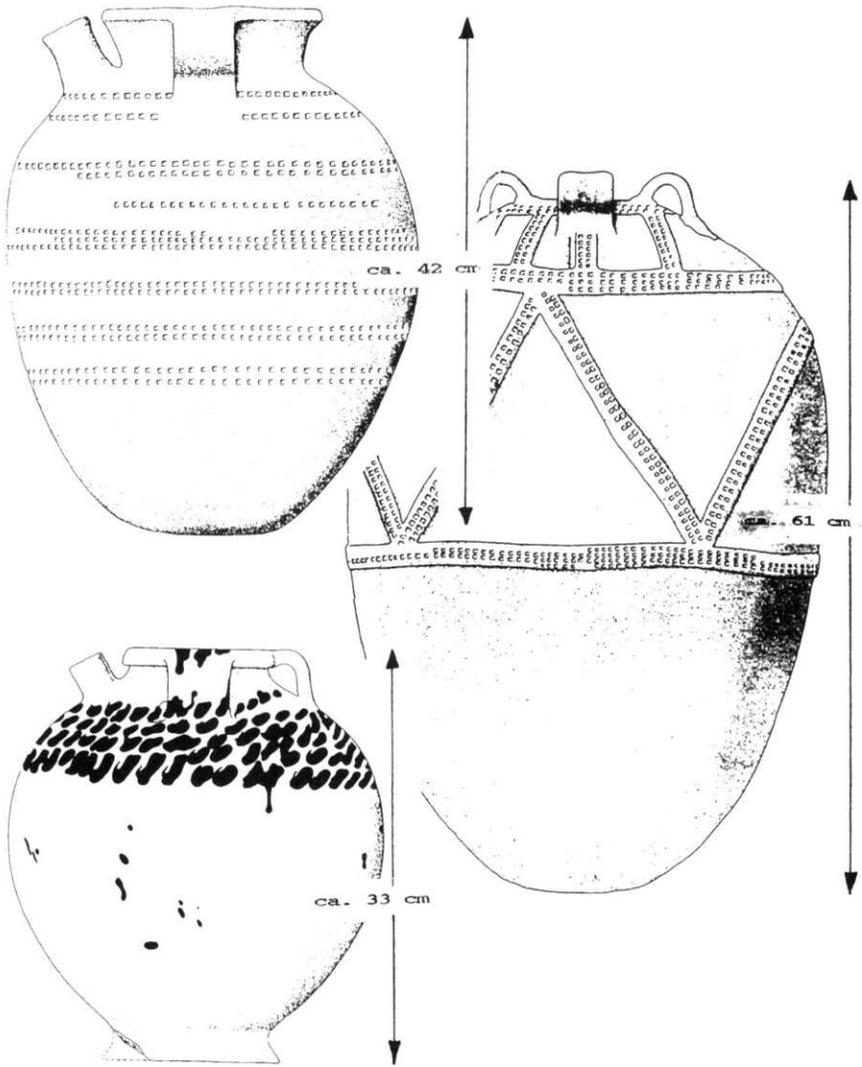


Abb. 1: Badorf-Keramik - Typ 1 der Importkeramik in Haithabu
Abb. 2: Reliefbandamphore - Typ 5 **Abb. 3:** Pingsdorf-Keramik - Typ 7
 [Janssen 1987, 171, 174, 176]

lingertöpfe. Die Neuerungen sind kaum zu nennen. Auch erhielten sich manche ältere Stücke als Familienstücke und wir finden auch als Handelsware manche in früherer Zeit entstandene Form noch Jahrhunderte [sic!] beibehalten" [Koenen 1895, 145].

Franz Rademacher konstatiert 1925 und 1927, daß die karolingische Keramik verwunderlicherweise die "karolingische Renaissance" nicht mitmacht. Außerdem läßt sie sich nicht klar von der folgenden ottonischen Steinzeugkeramik trennen:

"Der Übergang zum Steinzeug hat sich nicht plötzlich und auch nicht überall zu gleicher Zeit vollzogen. Es gibt bereits karolingische Gefäße aus Steinzeug und ebenso solche der späteren Jahrhunderte [sic!] aus ungesintertem Töpferon" [Rademacher 1925, 167].

Ludwig Hussong formuliert als erster klar, daß die Keramik im 7., 8. und 9. Jahrhunderts einfach keine Veränderung zeige. Zur Datierung von Trierer Keramik stellt er 1936 und (posthum) 1972 fest:

"Für die Zeitstellung der fränkischen Keramik aus den Kaiserthermen haben die Fundumstände keine nennenswerten Anhaltspunkte ergeben, sie ließen lediglich in einzelnen Funden erkennen, daß die fränkische Keramik sich an die letzten römischen Formen anschließt; in welchem Zeitabstand sie diesen folgt, ob unmittelbar anschließend oder durch Jahrhunderte [sic!] getrennt, bleibt durchaus unentschieden" [Hussong 1972, 99].

Fritz Tischler äußert 1944 im Rahmen seiner Keramikforschungen in Duisburg seine methodischen Zweifel: Man könne doch nicht an Keramiken, die durchaus zeitgleich sein können, (chronologische) Typenreihen erstellen: Man müsse schon einzelne Fundkomplexe in ihrer Gesamtheit betrachten. Dann erkennt man

"auch leichter, daß die Tönungen der Oberfläche mit den verschiedenen Brenngraden zusammenhängen und keine zeitlichen Unterschiede offenbaren, oder daß eng benachbarte Töpfereien zur gleichen Zeit völlig verschiedene Typen bevorzugt haben, die man ohne Kenntnis der vollständigen Komplexe gern in eine zeitliche Abfolge eingruppierten würde" [Tischler 1944-50, 82].

Werner Haarnagel sinniert 1959 über die Schwierigkeiten der zeitlichen Einordnung von Nordseeküstenkeramik:

"Diese [Altersbestimmung] wird durch das schwer erfaßbare, nicht immer klar gegliederte Formengut, durch die geringe Zahl an datierbaren Beigaben sowie durch den geringen Wandel der Gefäßformen im 7., 8. und 9. Jh. hervorgerufen" [Haarnagel 1959, 41].

Uwe Lobbedey meint 1968 in seinem 'Klassiker' der Keramikforschung zum Frühmittelalter zu den von ihm unterschiedenen Keramiktypen:

"... meist aber zeigen die Typen ein erstaunliches Beharrungsvermögen, und 'typologische Reihen' erweisen sich oft als aus bloßen Varianten und Mischtypen - ohne jegliche chronologische Bedeutung - zusammengesetzt" [Lobbedey 1968, 97].

Ulrich Dahmlos befindet 1979 zu Keramikuntersuchungen in Hessen:

"Wie der Beginn der Karolingerzeit, so ist auch deren Ende von den archäologischen Quellen her [...] nicht genau zu bestimmen" [Dahmlos 1979, 4].

Walter Janssen äußert sich 1987 resigniert über die Importkeramik von Haithabu:

"Es ergibt sich kein für größere Gebiete gültiges chronologisches System." Insbesondere tritt in den Siedlungsschichten die Zeitmarke der Normanneneinfälle der 80er Jahre des 9. Jahrhunderts nicht "mit der gewünschten Klarheit" hervor [Janssen 1987, 41].

Peter Vychitil kommentiert 1991 Versuche um eine relative Chronologie:

"Gelegentlich wird über die 'Mathematisierung' archäologischer Methoden geklagt. Angesichts der Tatsache, daß die bisherige Vorgehensweise im Bereich der Keramikformen des jüngeren Frühmittelalters nicht zu verwendbaren relativ-chronologischen Abfolgen geführt haben, sollten bisher noch nicht betretene Pfade betreten werden" [Vychitil, 21].

Es gilt also:

- Die Forscher von Koenen (1895) bis Vychitil (1991) sagen, daß zwischen Jahrhunderte auseinanderliegenden Stücken nicht zu unterscheiden ist.

- Sie äußern methodische Zweifel.
- Die Keramikforschung des Frühmittelalters hat ein wichtiges Ziel ihrer Arbeit trotz hundertjähriger Forschung verfehlt: Es gelang nicht, ein brauchbares chronologisches System aufzustellen, weder relativ noch absolut.
- Es gibt laut Janssen [1987, 16] nicht einmal eine anerkannte und standardisierte Fachterminologie für Formen und Warenarten mittelalterlicher Keramik.

Besonderheiten der mittelalterlichen Keramikforschung - das Problem der Warenarten

Üblicherweise ordnet Keramikforschung ihre Funde und Gegenstände in erster Linie über ihre Form und ihren Stil chronologisch ein, erst in zweiter Linie dann über ihre Werkstoffe und Fertigungstechniken [Petrikovits 1972]. Die Forscher des Frühmittelalters verfahren verwunderlicherweise genau andersherum: erst Werkstoff und Fertigungstechnik und dann Stil. Werkstoff und Fertigungstechnik fassen die Archäologen im Begriff *Warenart* zusammen.

Zwei zeitlich wohl unterschiedene und "unverwechselbare" [Janssen 1987, 16] Warenarten dominieren das Frühmittelalter: die der Karolingerzeit und die der nachfolgenden Epochen.

"Innerhalb der verschiedenen Warenarten entfaltete sich [...] die Fülle der Formen von Gefäßen und Gefäßteilen. Weil gleiche Formen in den beiden großen Zeitabschnitten der rheinischen Keramik erscheinen, [...] würde man sie, sauber auf Papier gezeichnet, von der Form her gar nicht der einen oder der anderen Epoche zuweisen können, gäbe es nicht die Kriterien der Ware, in denen sie sich dann um so deutlicher unterscheiden" [Janssen 1987, 16].

Solche Unterscheidung in Warenarten funktioniert nur, wenn man, etwas überspitzt formuliert, eine Massenproduktion oder wenigstens Töpfereizentren von überregionaler Bedeutung ausmachen kann. Nur deren Produkte zeigen über eine bestimmte Zeit hin einen gleichartigen Charakter [Lobbedey 1968, 7] und lassen auch nachgeahmte Keramik erkennen. So

kennt die römische Keramikforschung unterschiedliche Warenarten, wie zum Beispiel die Terra sigillata und die Terra nigra. Beide laufen weitgehend parallel, ja konkurrierend gegeneinander, was an Überschneidungen im Stil und Formenschatz erkennbar ist. Anderenfalls, also bei einer Vielzahl lokaler Werkstätten und damit verschiedenen Werkstoffen (Ton-sorten) und Arbeitstechniken, müßte man wieder Form- und Stilanalyse treiben; die neuere Keramikforschung tut auch genau das - und verwickelt sich damit in Widersprüche, doch dazu unten mehr.

'Glücklicherweise' fanden die Keramikforscher zwei rheinländische Produktionszentren - übrigens nur wenig mehr als einen Kilometer voneinander entfernt -, die jeweils in ihren ausgegrabenen Töpferöfen zwei "unverwechselbare" Keramik-Warenarten enthielten. **Badorf** steht als Produktionsort für die karolingische Keramik, **Pingsdorf** für die nachkarolingische Keramik. Beide Warenarten geben auch den ihnen nachgeahmten Keramiken ihren Namen: Keramik von Badorfer oder Pingsdorfer Art. Der chronologische Schnitt zwischen diesen beiden Warenarten soll bei etwa 900 liegen [Hussong 1944, 80; Böhner 1955/56, 373; Hurst 1969, 94 etc]. Um, neben und zwischen diesen beiden Warenarten gruppieren sich andere, die je nach untersuchter Region verschieden heißen.

Man muß hier anmerken, daß die zeitlichen Einordnungen der frühmittelalterlichen Warenarten bei den verschiedenen Forschern sehr stark schwanken, und daß insbesondere die eben genannte leicht zu merkende Einteilung - 'Badorf' laufe bis 900 und sei karolingisch und 'Pingsdorf' laufe ab 900 und sei nachkarolingisch - keineswegs von allen Forschern akzeptiert wird. Die sich ständig widersprechenden Fundergebnisse und folgenden Interpretationen sorgen für ständige Verwirrung - wie weiter oben ja schon zitiert [Lobbedey 1968, 74f].

Werfen wir zuerst einen Blick auf die **Keramik der Badorfer Art**: Sie gilt heute als die typische karolingische Keramik; sie ist hellgelb, nicht hart gebrannt und wird von 700 bis 900 angesetzt (Abb. 1). Eine Sonderform der Keramik in Badorfer Art sind die sog. *Reliefbandamphoren* - große Gefäße, die als Fässer oder Schallgefäße dienten (Solche Gefäße fanden sich unter Kirchenfußböden und sollten wohl die Akustik verbessern; Abb. 2). Die Reliefbandamphoren weisen eine deutlich längere Laufzeit auf als

der Rest dieser Keramik, nämlich bis fast 1100.¹ Anfangs ließ man diese Reliefbandamphoren auch nur bis 900 laufen. Später, nach unabwiesbaren Keramikfunden in für das 11. Jahrhundert zu datierende Kirchenböden, galt:

"Eine Ausnahme bilden die Reliefbandamphoren, die die übrige Badorfer Ware noch eine zeitlang überdauern" [Lobbedey 1968, 74].

Dieses "zeitlang" umfaßt gut 250 Jahre und erscheint bei der starken Ähnlichkeit beider Keramikarten rätselhaft.

Die **Keramik von Pingsdorfer Art** läuft von 900 (manche sagen auch von 700, man streitet sich) bis etwa 1200 [Lobbedey 1968]. Sie ist härter gebrannt als 'Badorf'; charakteristisch ist ihre Bemalung mit Klecksen oder Strichen und ihr Wellenfuß² [Lobbedey 1968, Tafel 2,4], (hier Abb. 3).

"Die Datierung der Pingsdorfer Ware ist ein in der Forschung heftig umkämpftes Problem. Das Auslaufen zu Anfang des 13. Jahrhunderts liegt fest. Die Aufeinanderfolge von Badorfer und Pingsdorfer Ware und der Überschneidungshorizont der Hunneschans-Ware ist im Bachbett von Haithabu sehr deutlich abzulesen" [Lobbedey 1968, 74].

Im Klartext: Der zeitliche Beginn dieser Ware ist heftig umstritten. Beide Warenarten - Badorfer und Pingsdorfer Keramik - müssen länger, als vielen Forschern lieb ist, zur selben Zeit gehandelt und benutzt worden sein.

Koenen um 1900 und Rademacher um 1927 hielten noch die Pingsdorfer Keramik für typisch karolingisch - vor allem wegen ihrer formgeschicht-

1. Walter Bader veröffentlichte 1962 seine Funde der Ausgrabungen aus St. Viktor in Xanten [Bader 1962]. Zur Reliefbandamphore X291 schreibt er: "Da die Reliefbandamphore als Schallgefäß bei der Anlage des Fußbodens VIII2 eingesetzt wurde, ist sie [...] in die Jahre 1081-83 datiert. Es besteht kein Grund, sie als älter anzunehmen, denn sie zeigte weder Benutzungs- noch Abnutzungsspuren. Im übrigen wiederholt sich der gleiche Befund in Neuß [St. Quirin]" [Bader 1962, 204].

Koenes Datierung auf 825, an der er seine 'karolingische Keramik' festgemacht hatte, bezweifelt Bader in seiner eigenen Untersuchung St. Quirins [Bader 1955, 69ff].

2. Der Wellenfuß, also ein wellenförmiger unterer Fußabschluß, ist gleichwohl auch bei Badorfer Keramik zu finden [Hussong 1939/44, 187], wenn auch nicht so oft wie bei Pingsdorfer Keramik.

lichen Nähe zu merowingischer Keramik. Eine 1914 veröffentlichte Datierung Loeschkes, die diese Keramik um mehrere Jahrhunderte später platzierte, schmetterte Rademacher mit diesem Argument ab. Aber Hussong 'erkannte' 1936 durch genauere Betrachtungen der Trierer Hospitalkeramik, daß "die von Koenen und anderen gern als eigentlich karolingisch angesprochene Pingsdorfer Keramik" erst nach 881 einsetzen kann. Denn die jüngere Hospitalkeramik mit ihren Pingsdorfer Scherben sei durch eine große Zerstörung in die Erde gelangt:

"881 wurde Trier von den Normannen gänzlich verheert; es liegt nahe, diese Ereignisse zu verbinden" [Hussong 1936, 87].

Hussong, wie schon vor ihm Koenen [Koenen 1887, 363; 1895, 141; 1898, 122] und nach ihm viele andere Mittelalterarchäologen, schiebt den Normannen jede gefundene Brandschicht unter - ohne über zugeordnete Fundstücke zeigen zu können, daß es wirklich die Normannen waren. Damit verbinden sie in zweifelhafter Weise ein 'historisches Ereignis' mit ihren Keramikdatierungen. Die Faustregel, das Jahr 900 trenne 'Badorf' und 'Pingsdorf' lautet inhaltlich: Die Normannenzerstörungen trennen die beiden Keramikarten. Und was von den Normannenzerstörungen und ihrer archäologischen Evidenz zu halten ist, hat das obige Zitat von Janssen (s.S. 43) schon gezeigt [Janssen 1987, 41; s.a. Illig 1992, 85].

Kurt Böhner 'bestätigte' zu Beginn der 50er Jahre diese auf Warenarten beruhende Trennung von 'Badorf' und 'Pingsdorf': Er habe beim Ausgraben einer Dorfkirche und ihres Friedhofes fast nur Keramik Badorfer Art gefunden [Böhner 1950, 207f] - und das zeige, daß dieser Friedhof bis etwa 850 genutzt worden sei. Er stützt sich also auf Hussongs Datierungsvorschlag. Daß anderswo beide Keramikarten zusammengefunden wurden, irritierte Böhner sowenig wie Hussong, obwohl Böhner selber anmerkte:

"Die Angabe H. Lehnens [Bonn. Jahrb. 136/137, 1932, 186], daß Pingsdorfer Scherben in karolingischen Schichten des Bonner Münsters gefunden worden seien, beruht darauf, daß zu Lehnens Zeit Badorfer und Pingsdorfer Keramik noch nicht getrennt wurden" [Böhner 1951, 119].

Lehner wiederum hatte sich auf die Ausgrabungen in Dorestad bezogen, "wo massenhaft Scherben dieser Keramik ['Pingsdorf'] zusammen mit Reliefbandamphorenresten gefunden wurden" [Lehner 1932, 186]. Und lagen die nicht in einer Schicht zusammen? Warum trennt sie Böhner nun

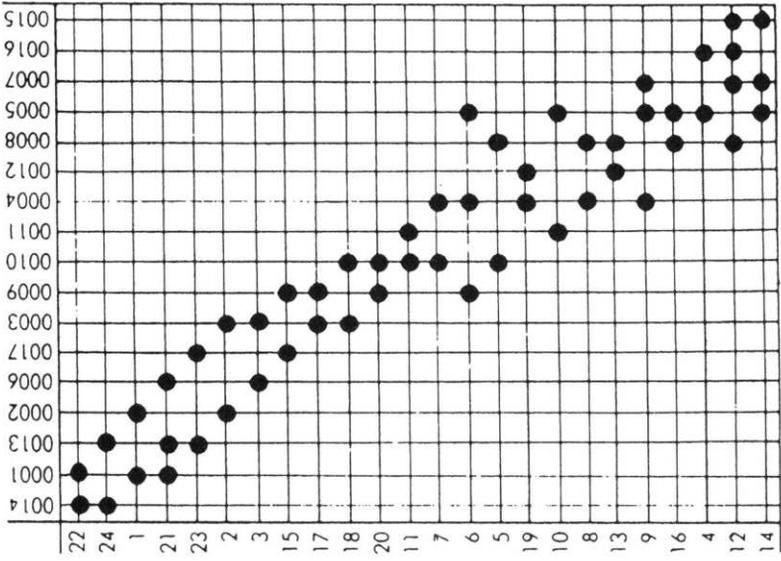
einfach per definitionem? Und auch sein Zeitgenosse Walter Lung stellte 1955 fest, daß 'Badorf' und 'Pingsdorf' zusammen gefunden werden [Lung 1955/1956, speziell 368, Anmerk. 32, 33].

Seit Hussong und Böhner hat sich diese Trennung in Warenarten durchgesetzt - und bereitet viele, viele, kleine Schwierigkeiten. Allerdings löst sie ein großes Problem, nämlich das Problem, fundarme (Phantom-) Zeiten mit Funden zu versehen: Hauptsächlich die Badorfer Keramik füllt die Zeit von etwa 700 bis 900. Dies, so ist wohl deutlich geworden, ist einer fälschlich vorgenommenen Trennung dieser beiden Warenarten zu verdanken. Statt die beiden Warenarten zeitlich und räumlich zugleich nebeneinanderlaufen oder zumindest viel schneller und verzahnter als bisher angenommen aufeinander folgen zu lassen, hat man sie chronologisch getrennt. Wahrscheinlich hat die Badorfer Ware einen geringen zeitlichen Vorsprung vor der Pingsdorfer, was die genauen Aufarbeitungen der Höhenverteilungen dieser Scherben mit Hilfe von statistischen Verfahren zeigen. Stratigraphisch sind diese beiden Scherbenarten, wenn sie beide an einem Ort vorkommen, selten voneinander getrennt; wie schon erwähnt, verhindern dies schon die langlebigen Reliefbandamphoren.

Kleine Schwierigkeiten sind dazu da, nicht gesehen werden - oder wie der Forschungsprozeß so läuft

Zu welchen Schwierigkeiten im Forschungsprozeß die falsche Chronologie führen kann, zeigt die 1988 erschienene Dissertation *Studien zur mittelalterlichen Keramik in Niederhessen* von Michael Mathias. Er hat wegen fehlender Stratigraphien große Probleme, die Keramik chronologisch zu ordnen. Deshalb bedient er sich der **Methode der Seriation** [Ihm 1983; Goldmann 1974]. Diese Methode läuft darauf hinaus, die Häufigkeit von Stilmerkmalen bei den Fundstücken zu analysieren. Wenn man davon ausgeht, daß sich immer nur ein Stilmerkmal beim Übergang von einer älteren zu einer jüngeren Keramik ändert, kann man die relative zeitliche Abfolge rekonstruieren, sobald man über genug Stilmerkmale und Fundstücke verfügt.

Mathias findet fünf Warengruppen (d.h. Warenarten), denen er die Zahlen 100 bis 500 für die Gruppen 1 bis 5 zuordnet. Jede Warengruppe unterteilt er in Unterwarengruppen und bezeichnet sie so, daß zum Beispiel



231 eine von 230 und diese eine von 200 ist. Diese Unterteilung ist für die Kritik, die ich hier leisten will, eher verwirrend - sie verwirrt auch Mathias selber und verschleiert ein Rätsel, wie wir gleich sehen werden.

Abb. 5 gibt die über eine Seriation gewonnene 'Kontingenztafel' von Mathias wieder. Sie zeigt, welche Warenarten bzw. Unterwarenarten an welchen Fundorten auftraten. Die Fundorte stehen links (die zweistelligen Zahlen, jedem Fundort ist eine Zeile zugeordnet), die Unterwarengruppen stehen oben (die dreistelligen Zahlen, jeder Unterwarengruppe ist eine Spalte zugeordnet).

Mathias (bzw. der Computer) hat diese Kontingenztafel aus einer anderen Tabelle gewonnen, bei der - in willkürlicher Reihenfolge - jedem Fundort seine Warengruppen zugeordnet waren. Die neue Tafel entstand durch Zeilen- und Spaltentausch mit dem Ziel, hauptsächlich um die Diagonale herum die Felder zu besetzen. Was geschieht bei dieser Diagonalisierung? Die Voraussetzung, daß sich bei der Typenevolution von Fundstück zu Fundstück jeweils nur ein Stilmerkmal ändert, bringt in die Feldbesetzungen ein "vorher - nachher", also ein Moment relativer Chronologie. Durch die Umordnung kann diese Chronologie sowohl für die Fundorte als auch für die Warenarten hervortreten [vgl. Goldmann 1974, 89]. --- Kann! --- Doch besagt eine gelungene Diagonalisierung nicht, daß die gefundene Ordnung tatsächlich eine chronologische ist [Ihm 1983, 8].

Die Mitte des Diagonalenbandes ist auffallend dünn. Genauso sehen Tabellen (bzw. Matrizen) aus, die falsche - und zwar verdoppelte! - Chronologien vortäuschen können, wie Peter Ihm 1983 in seinem Grundsatzartikel zu den mathematischen und interpretatorischen Tücken der Seriation vorführt. Abb. 6 zeigt einen Ausriß dieses Artikels mit den Beispielmatrizen - die zweite Matrix ähnelt mit ihrer Einschnürung im Diagonalenband der Tabelle von Mathias [Ihm 1983, 19f].³

Mathias postuliert in Anlehnung an seine per Seriation erhaltene relative Chronologie und in Anlehnung an die Literatur bestimmte Laufzeiten für

3 Man erkennt sogar noch eine zweite Stelle (links oben), an der das Diagonalenband sehr dünn wird; dieser Effekt muß auftreten, wenn man eine Phantomzeit in die Chronologie eingeschmuggelt hat!

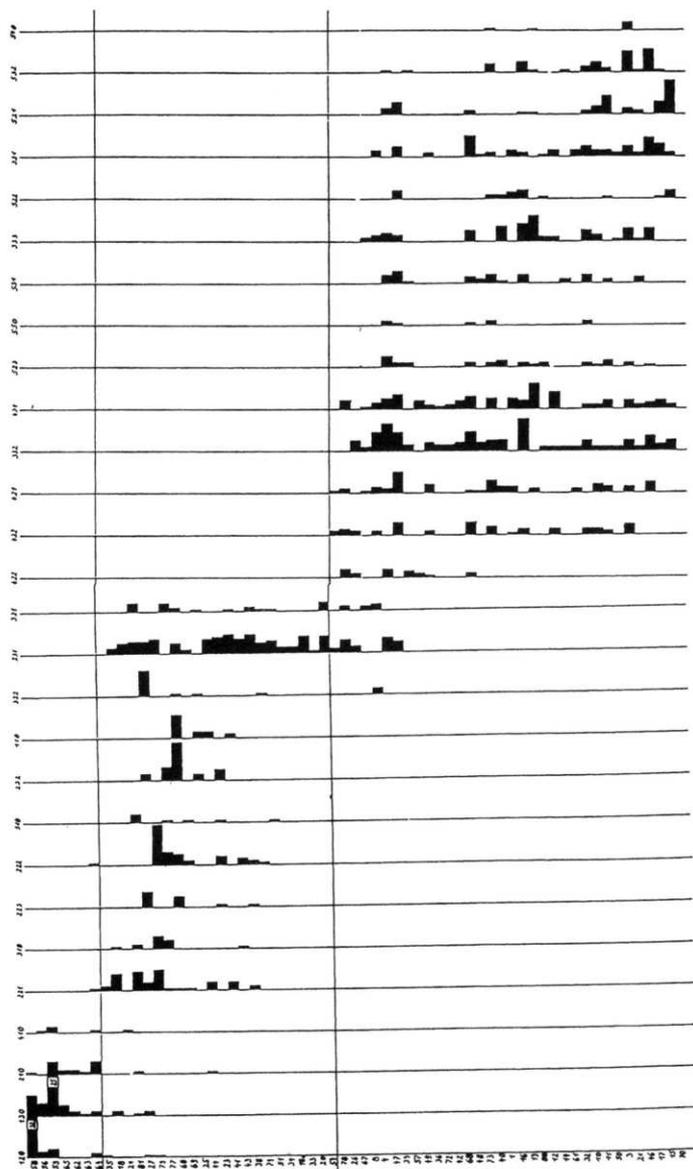


Abb. 5: Kontingenztabelle, bei der die Warenarten den Fundorten so zugeordnet sind, daß hauptsächlich das Diagonalband besetzt ist. Zeilen sind Fundorte, Spalten Warenunterarten [Mathias 1988, Tafel 9]

die Warenuntergruppen. Das heißt, er versucht den Schritt von der relativen zur absoluten Chronologie. Abb. 8 zeigt seine Darstellung. Scheinbar lückenlos füllt er die Zeiträume. Stellt man jedoch die einzelnen Unterwarengruppen entsprechend ihrer Warengruppe nebeneinander, so tun sich beträchtliche Lücken auf, wie Abb. 9 zeigt.

Die 100er-Gruppe (Handgemachte Kumpf- und Kugeltopfware) schiebt sich 'von unten' nur mit der Untergruppe 110 voll in die Phantomzeit hinein. Mathias sagt selber, daß die Unterscheidung zwischen der Untergruppe 110 und 120 kaum gerechtfertigt ist [Mathias 1988, 44]. Deshalb kann man entgegen Mathias die Untergruppe 110 der Untergruppe 120 zuschlagen. Generell ähneln sich die Untergruppen sehr stark:

"Da diese Waren vorgeschichtlicher und kaiserzeitlicher Keramik ähneln, ist die Ansprache als frühmittelalterliche ohne Fundzusammenhang bisweilen schwierig" [Mathias 1988, 188].

Also ist es sehr gut möglich, daß die 100er-Gruppe nur bis etwa zum Jahre 600 gedauert hat.

Die 200er-Gruppe (Uneinheitlich gebrannte Irdenware) ist - wie ihre Bezeichnung schon sagt - die uneinheitlichste Gruppe. Gerade die Datierung für die Untergruppe 230 entspricht nicht der Seriation, sondern ist Übernahmen aus der Literatur zu verdanken. Dabei ist zu bemerken, daß die von Mathias zitierten Autoren sich streiten: Lothar Süß datiert für Bad Nauheim vergleichbare Keramik auf 780 bis 950 - also früh [Süß 1978, 174ff], H.-W. Peine für Minden dagegen auf 950 bis 1250 - also spät [Peine 1988, 145]. Mathias Ansatz ist - wie er auch selber zugibt - sehr zweifelhaft.

Die 300er-Gruppe (Oxydierend gebrannte Irdenware) - eigentlich *die* karolingische Ware! - wird am stärksten von allen Warengruppen von Datierungskonflikten der früheren Forscher berührt [Mathias 1988, 220]. Die Untergruppe 310 bestimmt er über Stamms Arbeit zu Frankfurt [Stamm 1962]. Die Untergruppe 321 erkennt er als Badorfer Ware und datiert sie trotzdem über 900, nämlich bis 1050. Die Untergruppe 330 datiert er aus der Literatur, ohne sich in dem dortigen, von ihm erwähnten Datierungsstreit zu entscheiden: H.-G. Stephan datiert im Weserbergland gefundene Ware auf etwa 750 - also früh [Stephan 1978, 58ff], H.-W. Peine datiert in

Schlimmer sind die Verhältnisse bei Konvergenz, d.h. sowohl in A als auch in B treten zu T_3 gemeinsame Typen auf. Die Matrix

	Zeit					
A	1	1	1	1		
	2		1	1	1	
	3			1	1	1
B	1				1	1
	2				1	1
	3				1	1

würde zu

	Zeit					
A	1	1	1	1		
	2		1	1	1	
	3			1	1	1
B	3				1	1
	2				1	1
	1				1	1

umgeordnet. Bei kritischer Betrachtung des Ergebnisses dürfte man aufgrund allgemeiner Kenntnisse aber erkennen können, daß die zeitliche Ordnung hier gegeneinander läuft, und auf das Phänomen der Konvergenz aufmerksam werden.

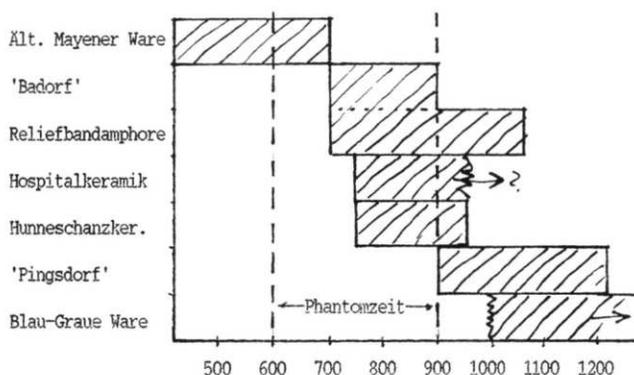


Abb. 6: Ausriß aus einer Betrachtung zu Kontingenztafeln bzw. Matrizen, die verdoppelte Chronologien 'erzeugen' [Ihm 1983, 20]. Typisch für diese Phänomene ist das eingeschnürte Diagonalband.

Abb. 7: Ungefähre Laufzeiten von Keramik nach der Literatur [Stamm 1962, Lobbedey 1968, Janssen 1987]

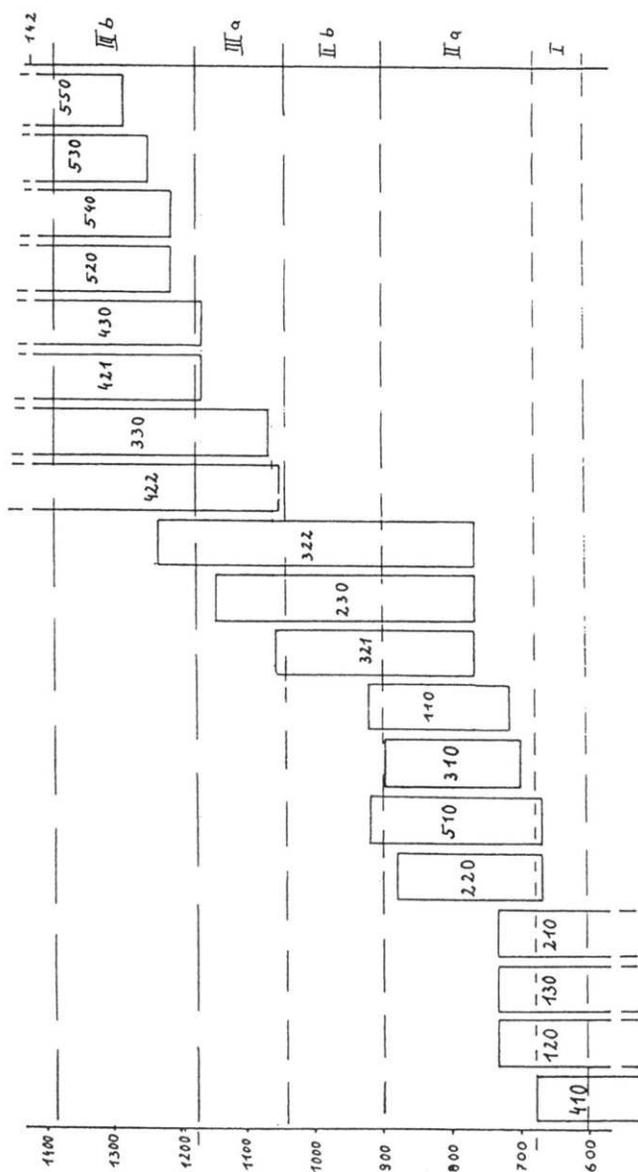


Abb. 8: Laufzeit der Warenuntergruppen - von Mathias geschlußfolgert aus der Seriation [Kontingenztafel, Abb. 5] und aus Datierungsangaben anderer Forscher - scheinbar ein lückenloses Bild [Mathias 1988, Tafel 11].

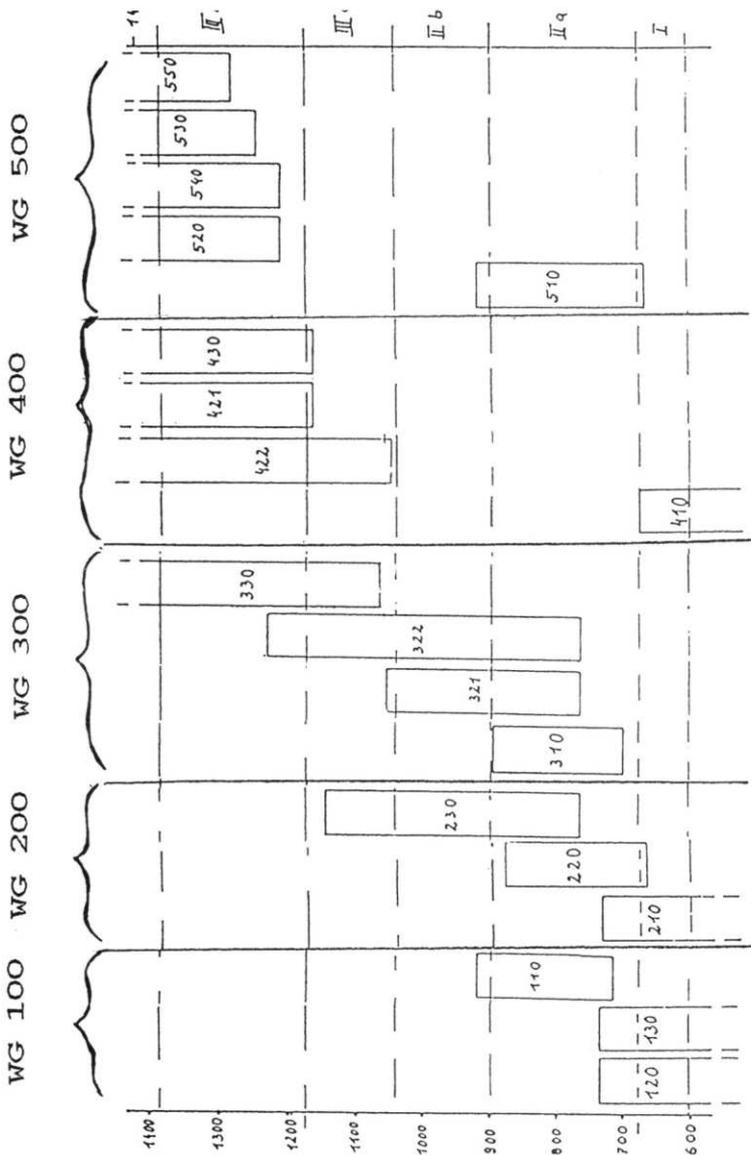


Abb. 9: Laufzeit der Warenuntergruppen, entsprechend Abb. 8, aber umgruppiert nach Warenarten. Nun werden die Lücken innerhalb der Warenarten sichtbar.

Minden Gefundenes etwa 1250 - also spät [Peine 1988, 145]. Wenn man die Seriation ernst nehmen will, dann liegt der Schwerpunkt dieser Keramik nach etwa 900.

Die 400er-Gruppe (Reduzierend gebrannte Irdenwaren) zeigt eine Lücke von 680 bis 1050 (370 Jahre). Die Untergruppe 410 erkennt Mathias als Export, also als von außen nach Hessen eingebracht. Deshalb datiert er sie Autoritäten zitierend so früh. Er erkennt nicht die Lücke, die '410' von den anderen Unterwarengruppen trennt.

Die 500er-Gruppe (Faststeinzeuge) schließlich zeigt ein Lücke von 920 bis etwa 1200 (280 Jahre). Ihre Untergruppe 510 steht völlig isoliert und endet 280 Jahre vor Beginn der nächsten 500er-Gruppen. Mathias ignoriert diese Lücke und problematisiert sie deshalb auch nicht. Er fühlt sich (unbewußt) im Recht, denn die Datierung der Untergruppe 510 ist durch Abgleich mit den Frankfurter Arbeiten von Stamm [Stamm 1962; vgl. Niemitz 1993] - es handelt sich eben um "karolingische steinzeugartige Mayener Ware" - abgesichert.

Vereinfacht gesagt zeigt sich:

- Das Ende um 700 bei der 100er-Gruppe;
- eine unseriöse Datierung der 200er-Gruppe;
- eine zu alt datierte 300er-Gruppe (Datierungsstreit Peine contra Stephan).
- eine Lücke von 680 bis 1050 in der 400er-Gruppe (370 Jahre);
- eine Lücke von 920 bis 1200 in der 500er Gruppe (280 Jahre).⁴

Man erkennt an diesem Beispiel, daß die Forscher die Lücken, die sie mit diesen Analysen aufreißen, gar nicht mehr sehen. Man erkennt weiter, daß bei der augenblicklich gültigen Chronologie die verschiedenen Keramik-Warenarten ihre angeblichen Laufzeiten nur ganz unzulänglich besetzen können.

4 Daß die Lücken nicht genau der Phantomzeit von etwa 600 bis 900 entsprechen, liegt daran, daß die Kontinuität aller Warenarten an irgendeiner Stelle 'reißt', worauf sie dem Prokrustesbett der falschen Chronologie angepaßt werden können.

Ergebnis

Die Keramikforschung kann die These von der Phantomzeit nicht erschüttern [Illig - Niemitz 1991; Illig 1994]; im Gegenteil, sie stützt diese These. Das Nichterkennen dieser Phantomzeit verwirrt die Forscher seit den ersten Anfängen - also seit mehr als hundert Jahren. Auch in den nächsten hundert Jahren wird die Keramikforschung nicht aus ihrer Dauerkrise herauskommen, wenn es die Forscher nicht wagen chronologisch radikal umzudenken.

Literatur

- Bader, Walter (1955): St. Quirin zu Neuss; Ratingen
- (1962): "Datierte Gefäße aus St. Viktor in Xanten"; in: *Bonner Jahrbücher* Bd. 162, 188-212
- Böhner, Kurt (1955/56): "Frühmittelalterliche Töpferöfen in Walberberg und Pingsdorf"; in *Bonner Jahrbücher* Bd. 155/156, 372-387
- Böhner, Kurt/ Tholen, Peter Josef/ Uslar, Rafael von/ Frechen, Josef (1950): "Ausgrabungen in den Kirchen von Breberen und Doveren (Regierungsbezirk Aachen)"; in: *Bonner Jahrbücher* Bd. 150, 191-228
- Böhner, Kurt (1951): "Karolingische Keramik aus dem Bonner Münster"; in: *Bonner Jahrbücher* Bd. 151, 118-121
- Dahmlos, Ulrich (1979): Archäologische Funde des 4. bis 9. Jahrhunderts in Hessen; Marburg
- Goldmann, K. (1974): "Die zeitliche Ordnung prähistorischer Funde durch Seriation"; in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* IV 89-94
- Haarnagel, Werner (1959): "Die einheimische frühgeschichtliche und mittelalterliche Keramik aus den Wurten 'Hessens' und 'Emden' und ihre zeitliche Gliederung"; in: *Praehistorische Zeitschrift* Bd. 37, 41-56
- Hurst, J. (1969): "Red-painted and glazed pottery in western Europe from the 8th to the 12th century"; in *Medieval archaeology* XIII, 93-147
- Hussong, Ludwig (1936): "Frühmittelalterliche Keramik aus dem Trierer Bezirk"; in: *Trierer Zeitschrift* XI 75-89
- (1944): "Herstellungsorte und Datierung der karolingischen Keramik im Rheinland"; in: *Das Ahnenerbe, Forschungs- und Lehrgemeinschaft*. Bericht über die Kieler Tagung 1939, hrsg. von H. Jankuhn, Neumünster 1944, 179-194
- Hussong, Ludwig/ Cüppers, Heinz (1972): "Die Trierer Kaiserthermen, die spätrömische und frühmittelalterliche Keramik"; in: *Rheinisches Landesmuseum Trier*,

Trierer Grabungen und Forschungen, Band I,2 ; Mainz

- Ihm, P. (1983): "Korrespondenzanalyse und Seriation"; in: *Archäologische Informationen* VI (1) 8-21
- Illig, Heribert (1991): "Die christliche Zeitrechnung ist zu lang"; in: *VFG* III (1) 4-20
- (1992): "614/911 - Europas direkter Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert"; in: *VFG* IV (4-5) 79-103
- (1994): Hat Karl der Große je gelebt? Gräfelting
- Illig, Heribert/ Niemitz, Hans-Ulrich (1991): "Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?"; in: *VFG* III (1) 36-49
- Janssen, W. (1973): "Badorf"; in: *Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* Bd. 1, 568ff
- (1987): Die Importkeramik von Haithabu; Neumünster
- Koenen, Constantin (1887): "Zur karolingischen Keramik"; in: *Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst* VI 354-366 u. Abbn.
- (1895): Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden; Bonn
- (1898): "Karlingisch-fränkische Töpfereien bei Pingsdorf"; in: *Bonner Jahrbücher* CIII 115-122
- Lehner, H./ Bader, W. (1932): "Baugeschichtliche Untersuchungen am Bonner Münster"; in: *Bonner Jahrbücher* Bd. 136/137, (spez. S.186)
- Lobbedey, Uwe (1968): Untersuchungen mittelalterlicher Keramik vornehmlich aus Südwestdeutschland (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung, Bd. 3); Berlin
- Loeschke, Siegfried (1919): "Beitrag im Jahresbericht des Provinzialmuseums zu Trier", beigeheftet dem Band 125 der *Bonner Jahrbücher* 62-64
- Lung, Walter (1955/1956): "Die Ausgrabung nachkarolingischer Töpferöfen in Paffrath, Gemeinde Bergisch Gladbach, Rheinisch-Bergischer Kreis"; in: *Bonner Jahrbücher* Bd. 155/156, S. 353-371
- Mathias, Michael (1988): Studien zur mittelalterlichen Keramik in Niederhessen. Dissertation; Marburg/Lahn
- Niemitz, Hans-Ulrich (1993): "Eine frühmittelalterliche Phantomzeit - nachgewiesen in Frankfurter Stratigraphien"; in: *VFG* V (3-4) 111-122
- Peine, H.-W. (1988): "Untersuchungen zur mittelalterlichen Keramik Mindens - Auswertung der Stadtgrabungen Bäckerstr. und Hallingstr"; in: *Ausgrabungen in Minden, Bd. 1 Denkmalpflege und Forschungen in Westfalen* Bd. 17
- Petrikovits, H. von (1972): "Grundsätzliches zur Beschreibung römischer Gefäßkeramik, die römische Keramik aus dem Militärbereich Novaesium"; in: *Limesforschungen* XI 117-143

- Rademacher, Franz (1925): "Die ottonische Keramik Kölns"; in: *Cicerone* XVII 165-180
- (1927): "Karolingische Keramik an Rhein"; in: Walcher-Molthein, Alfred (Hrsg): *Altes Kunsthandwerk - Beiträge zur Kunst und Kultur der Vergangenheit*; Wien, 173-180
- Stamm, Otto (1962): Spätromische und frühmittelalterliche Keramik der Altstadt Frankfurt am Main (Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte I); Frankfurt am Main
- Stephan, Hans-Georg (1978): Archäologische Studien zur Wüstungsforschung im südlichen Weserbergland; Hildesheim
- Süss, Lothar (1978): Die frühmittelalterliche Saline von Bad Nauheim; Frankfurt am Main
- Tischler, Fritz (1944-50): "Frühmittelalterliche Keramik aus Duisburg"; in: *Germania* XXVIII 75-85
- (1952): "Zur Datierung der frühmittelalterlichen Tonware von Badorf, Ldkr. Köln"; in: *Germania* XXX, 194-200
- Vychítal, Peter (1991): Keramik des 8. bis 13. Jahrhunderts aus Siedlungen am Maindreieck (Beiträge zur Anwendung quantitativer Methoden); Bonn

Dr. Hans-Ulrich Niemitz 10557 Berlin Klopstockstr. 18

* * * * *

Dieses Heft konnte trotz Poststreik fristgerecht abgeschlossen werden, weil der Mantis Verlag inzwischen auch per **Fax** erreichbar ist. Die Nummer ist dieselbe wie die für das Telefon: 089 / 87 88 06 und steht allen zur ebenso gefälligen wie beschleunigenden Verfügung.

Karl der Große an der 'Frankenfurt'

Ein Kalenderblatt zum 22.2.1994

Carola Zinner

Am 22. Februar anno 794 stand Karl der Große an der Frankenfurt. Wehmütig starrte er über das Wasser. Würde es ihm wohl gelingen, das "Konzil von Frankfurt" glücklich abzuschließen? Würde er wohl jemals vom Papst gekrönt werden? Und: würde er - Karl wischte sich eine kleine Träne aus dem Augenwinkel - würde er wohl jemals richtig schreiben und lesen lernen?

Ja, mit Gottes Hilfe würde er. Der Kaiser riß sich von seinen wehmütigen Gedanken los, machte kehrt und ging wieder in die Stadt zurück.

Woher wir das alles so genau wissen, fragen Sie? Um ehrlich zu sein: Wir wissen es gar nicht. Wir sahen uns vielmehr gezwungen, unsere Phantasie einzusetzen. Das Datum, das haben wir in einem von diesen Geschichtskalendern gefunden. Auf dem Blatt des 22. Februars stand: "794, Karl der Große an der Frankenfurt". Mehr nicht.

Leider war auch anderswo nichts darüber zu finden, was genau Karl der Große an jenem 22. Februar an der Frankenfurt getan hat. In so einem prekären Fall von Abwesenheit geschichtlicher Information muß man sich eben was ausdenken. Das fällt unter "künstlerische Freiheit" - solange es hinterher ausdrücklich erwähnt wird.

Jetzt nehmen wir aber mal den Fall, ein Spezialist zum Thema "Karl der Große" hört den Beginn unseres Kalenderblattes, schaltet sofort begeistert sein Radio aus und eilt zum Schreibtisch: "Karl", schreibt er, "Karl war ein nachdenklicher Mensch, von Selbstzweifeln bewegt. Am 22. Februar 794 hatte er eine tiefe Krise, die er jedoch tapfer durchstand." Und weil der Spezialist ja als Spezialist gilt, schreiben alle anderen das von ihm ab. Sehen Sie, *so* entstehen Geschichtsisrrtümer.

Doch nicht nur Kalenderblattaufsteller haben Phantasie. Auch Autoren von Geschichtsbüchern fügen gelegentlich Eigenes dazu, wenn sie auf ein Loch im Teppich der Geschichte stoßen. Und das kommt öfter vor als man glaubt. Schließlich ging über die Jahrtausende so einiges verloren an historischer Substanz.

Es kam aber auch einiges *dazu*. Neben phantasievollen Historikern gebührt dafür besonderer Dank den Fälschern. Im Mittelalter saßen Legionen von ihnen in den Klöstern und betrieben regen Handel mit eigenproduzierten Gründungsurkunden, Privilegien und Erbverträgen. Und so kommt es, daß unser vorhin erwähnte Spezialist zum Thema "Karl der Große" gelegentlich ins Schleudern kommt. Denn wenn man alle Geschichten, Urkunden und Überlieferungen Karls zusammennimmt, dann kann dieser Kaiser kein Mensch gewesen sein, sondern war eher eine Art Riesenschildkröte mit einem Überschallflugzeug. Um all die Taten zu schaffen, die man ihm heute zuschreibt, brauchte er die lange Lebensdauer der Schildkröte, und um überall da aufzutauchen, wo er angeblich wirkte, hätte er mindestens den direkten Luftweg nehmen müssen.

Der Münchner Privatgelehrte Heribert Illig glaubt weder an die Schildkröte noch an das Flugzeug und vertritt deshalb die interessante Theorie, Karl der Große habe *überhaupt nicht* gelebt.

Wir lassen das einfach mal so stehen und wenden uns der Moral von der Geschicht' zu. Sie ist kurz und ergreifend: Man soll nicht alles glauben, was unsere Wissenschaftler so von sich geben. Ja, mehr noch: Man soll nicht mal alles glauben, was im Radio kommt!

Am 22.2.1994 im Bayerischen Rundfunk zu Frankfurts 1200. Geburtstag gesendet.

Das rituelle Ballspiel der präkolumbianischen Völker Mesoamerikas

Manfred Knaust

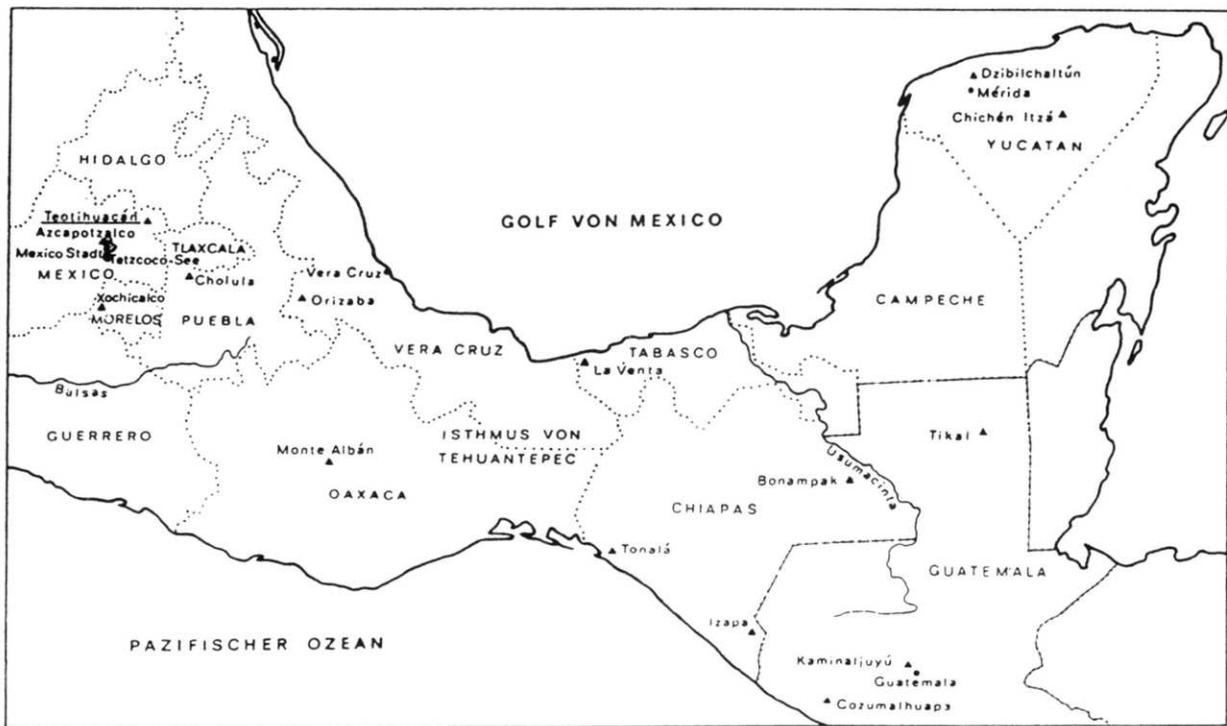
Der kulturhistorisch definierte Raum Mesoamerika umfaßt das gesamte heutige Mexico, Guatemala, Belize, El Salvador und erstreckt sich weiter bis zu den westlichen Teilen von Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Es handelt sich also um ein Gebiet, das von den verwandten Hochkulturen der Nahuatl- (im Norden) und der Maya-Völker (im Süden) dominiert und geprägt wurde von der Antike bis zu ihrer Zerstörung durch die spanisch-europäische *conquistà*.

Als Gründervolk der mesoamerikanischen Hochkulturen gelten die *Olmeken* - die "Ballmenschen" (*olli* = runder Gegenstand, u.a. Ball). Sie werden auch als Begründer des in Mesoamerika verbreiteten rituellen Ballspiels betrachtet. Im übrigen werden sie als Schöpfer der Kolossalköpfe ("baby faces") der sogenannten La Venta-Kultur gesehen.

1. Tlaxtli und Pok-ta-pok: Die Ballspiele der Azteken und Maya

Als die spanischen Conquistadores unter Cortez im Jahre 1519 an der mexikanischen Küste landeten, lernten sie ein ihnen fremdes, kultisches Ballspiel kennen, das, wie sich herausstellen sollte, in diversen Varianten im gesamten mesoamerikanischen Raum verbreitet war. Das Ballspiel hieß bei den Maya-Völkern *pok-ta-pok* bzw. *pok-ol-pok*, bei den Azteken und anderen Völkern der Nahuatl-Sprachfamilie dagegen *tlaxtli* [vgl. Blom].

Dies Spiel, welches ich gemäß der wissenschaftlichen Gepflogenheit im folgenden *pelota* (span.: Ball) nenne, wurde als heiliges Spiel zelebriert, in enger Verbindung stehend mit besonderen Schutzgöttern, in deren Farben und mit deren Symbolen ausgestattet die Spieler antraten. Die Ballspieler trugen Risiko und Chance, als Verkörperung der (Planeten-)Götter in einem sakralen Akt getötet zu werden nach dem Ende (und der Zielerfüllung!) eines Spiels [vgl. Knauth]. Diese Tötung durch einen Priester als zielbestimmter Abschluß eines Rituals wird als Menschenopfer bezeichnet [Helfrich 112; Heinsohn 1984, 37f].



Mesoamerika [Info-Blatt des Museums für Völkerkunde, Berlin]

Die heiligen Pelota-Spiele fanden an besonderen Terminen im Inneren von Tempelanlagen statt, während sie als verweltlichte Variante auf kleineren Plätzen außerhalb dieser Anlagen vom 'Volk' betrieben wurden [Körbs 13; Krickeberg 1956, 342]. Man sehe mir die Analogie nach: Der Vergleich mit der Relation der heutigen professionellen Fußballspiele zu den Amateur- und Straßenspielen erscheint mir plausibel zu sein.

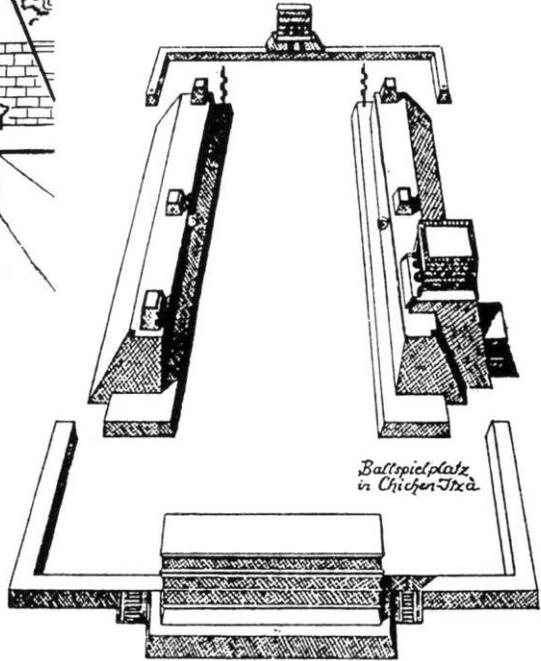
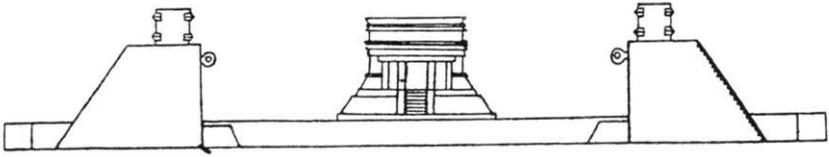
Zur Herkunft des Spiels

Pelota soll zwischen -1500 und -1300 (nicht revidierte Chronologie) im Gebiet der La Venta-Kultur [Eisleb] entstanden sein. K. WEIS schreibt dagegen, sich auf DE BORHEGYI (1960) berufend:

"Archaische Figurinen, die als Ballspieler zu erkennen und bei Tlatilco gefunden sind, belegen [...], daß das hier zu beschreibende mesoamerikanische Ballspiel bereits 1500 v.u.Z. im Tal des heutigen Mexico-City bekannt war" [Weis 115f].

PIÑA CHAN siedelt das Aufkommen des Ballspiels "in der mittleren archaischen Zeit [...], also mindestens etwa 1300 v. Chr." an [Piña Chan 15], wogegen Coe im selben Jahr 1968 die olmekische Kultur erst in der Mittleren Formativen Periode (1000-300) entstehen sieht [Coe 15]. Die früheste Datierung für das Spiel auf einem steinernen Ballspielplatz wird einem Fund im olmekischen La Venta zugeordnet: -760 [Weis 116]. Diese "Menschen aus dem Kautschuk-Land", wie die Azteken sie nannten [Piña Chan 15], sollen das Ballspiel im ganzen mesoamerikanischen Raum verbreitet haben [ebd]. In ihrer ursprünglichen Heimat hatten sie gelernt, aus dem Saft der dort reichlich vorkommenden Gummibäume die massiven, aber äußerst sprungfähigen Spielbälle herzustellen [ebd].

Solche Bälle wurden noch in aztekischer Zeit benutzt: Ihre enorme Elastizität setzte die spanischen Eindringlinge immer wieder in großes Erstaunen: So brachte Cortez einige Pelota-Spieler bei einem zwischenzeitlichen Besuch als besondere Attraktion mit nach Spanien. Sie führten 1529 am Hofe Karls V. in Sevilla vor versammeltem Adel das Pelota-Spiel vor, allerdings christlich 'gereinigt'. Der Augsburger Christoph Weiditz hielt eine Spielszene für sein Trachtenbuch fest (s.S. 71) und notierte dazu: "auf solche manier spilen die indianer mit einem aufgeblasenen Ball". In Wirklichkeit war es ein Vollgummiball. Inwieweit diese Vorführung, die



Ansicht und Querschnitt des großen Ballspielplatzes von Chichén Itzá [Krickeberg 1948, 125, 127]; Ballspiel-Rekonstruktion [von Hagen 170]

mit großem Interesse aufgenommen wurde, die Entwicklung und Verbreitung der diversen Ballspiele in Europa beeinflusst haben könnte, ist noch zu untersuchen.¹

Steinerne Zeugen: Ballspielplätze und Götterballspielplätze

Zu den beeindruckendsten Bauwerken des mesoamerikanischen Raumes gehören neben Tempeln, Pyramiden, Kolossalköpfen und Stein-Atlanten die **Ballspielplätze**: Sie sind

"neben den großen Stufenpyramiden nicht nur die Hauptkennzeichen mesoamerikanischer Tempelstädte, sie sind bei den *vor der Ankunft der Spanier ausgestorbenen Kulturen* die einzigen architektonischen Anlagen überhaupt, deren Funktion genauer bekannt ist" [Weis 117; Hvhg. M.K.].

Diese unverkennbaren Bauwerke sind nach KRICKEBERG

"rechteckige, bisweilen vertiefte oder von Mauern umgebene Anlagen, an deren Längsseiten Wälle, Plattformen oder abgestumpfte Pyramiden nach innen vorspringen, so daß in der Mitte ein schmaler Gang entsteht und der ganze Platz den Grundriß eines doppelten lateinischen T erhält" [Krickeberg 1948, 118].

Die Form des Grundrisses kann (vgl. Abb. auf S. 65) auch der eines großen lateinischen I entsprechen. Zur exakten Beschreibung der Plätze zitiere ich ausführlich Kurt WEIS:

"In der frühesten Zeit durch nur in den Boden geritzte Linien markiert, wurden die Spielplätze schon in der vorklassischen Zeit durch massive seitliche Begrenzungen eingefast. Die ebenfalls sehr früh erfolgende Steinverkleidung dieser Erdaufschüttungen festigte nicht nur die Randbegrenzung, sondern ermöglichte auch ein Spielen 'mit Bande'. Nach dem Winkel der seitlichen Begrenzungsmauern lassen sich zwei Hauptformen in der Anlage unterscheiden. So bauten z.B. die Maya, Zapoteken und Totonaken schräge, teilweise fast flache Seitenwände oder -böschungen, die mit einer steileren oder senkrechten Stufe von oft nur geringer Höhe die Spielfläche begrenzen. Hier konnte der Ball immer wieder ins Feld zurückspringen [...]. Demgegenüber waren die

1 Der Autor beabsichtigt, eine derartige Arbeit in Angriff zu nehmen.

Wände bei den Mixteken, Tolteken und Azteken senkrecht. Auch die angeschrägten Seitenwände schlossen mit einer senkrechten Steinmauer, auf der sich Zuschauer aufhalten konnten und auf der sich häufig beidseitig ein kleiner Tempel befand. Auch gegenüber der Verbreiterung an den Außenenden der schmalen Spielallee stand manchmal als letzte Begrenzung ein Tempel. Aus den Seitenwänden in Höhe der Spielfeldmitte ragte zuweilen ein steinernder Ring hervor, durch den der Ball für eine besondere Wertung [s.u.!] getrieben werden konnte" [Weis 117f].

Die Größe der Steinringe, die das Ziel der treffsicheren Ballspieler waren (der "Tore" also), reicht von 32:8, 72:17, 94:23 bis zu 102:21 cm Ring- außen- bzw. Lochdurchmesser [Weis; Knauth]. Beim großen totekischen Ballspielplatz von Chichén Itzá beträgt der Lochdurchmesser der beiden Steinringe, die sich dort 7,70 m (!) oberhalb der Spielfläche befinden, 50 cm [Weis]. Dieser größte der bekannten Pelota-Spielplätze, der sehr gut erhalten ist, ist wahrscheinlich totekischer Herkunft, obwohl mitten im Maya-Gebiet auf der Halbinsel Yucatan gelegen [Krickeberg 1956].

Die Größe der Spielfelder variiert von 14 bis 168 m in der Länge und 4 bis 30 m in der Breite. Bei den größeren Plätzen sind die Endfelder (Außenenden) fast 70 m lang [Knauth]. Es besteht also eine Variationsbreite - innerhalb der verschiedenen Subkulturen und Epochen - von der ungefähren Größe eines Fußballspielfeldes (90 bis 120 : 45 bis 90 m) bis zu Plätzen kleiner als ein Volleyballspielfeld (18 : 9 m).

Die Plätze sind nicht in allen Fällen - wie auf den Bildern der noch erhaltenen sogenannten Codices (Bilderhandschriften) ersichtlich - gleich aufgeteilt. In einigen Fällen sind sie quer, in vielen anderen zusätzlich auch längs geteilt. Diesen Spielflächen entsprechen farbige Markierungen und Anstriche. Die häufigste Kontrastierung ist die von *rot* und *schwarz* [vgl. Codex Nuttall]. In diesen Farben der ballspielenden Götter traten auch die Mannschaften des Pelota-Spiels an. Im mexikanischen Bereich (Nahuatl-Völker) sind die Begegnungen zwischen dem *Roten* und dem *Schwarzen Tezcatlipoca (Der Rauchende Spiegel)* gut bezeugt [Codex Borgia Bl. 21].

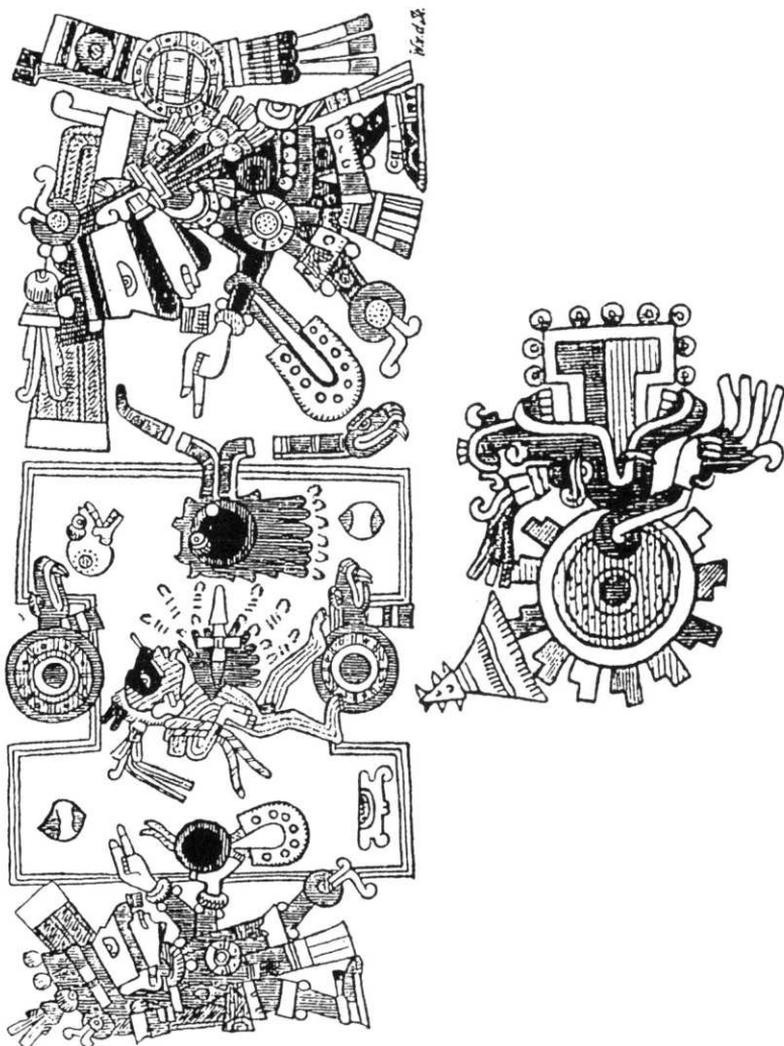
"Beide stehen einander als Ballspieler auf dem 21. Blatte des Codex Borgia gegenüber. Abgesehen von der Körperfarbe sind sie hier nicht wesentlich verschieden, nur erscheint der schwarze Tezcatlipoca in

kriegerischer Ausrüstung [...] und ist größer als der rote Tezcatlipoca dargestellt; er ist also die Hauptperson und der Sieger in diesem Spiel. Zwischen beiden ist als dritte Figur in der Mitte des Ballspielplatzes ein kleiner nackter Mensch mit rotgestreiftem Körper und schwarzer, halbmaskenartiger Bemalung im Gesicht eingeschaltet. Das war in den mexikanischen Bilderhandschriften die Tracht der Sterngötter, vor allem des Morgensterngottes *Tlauizcalpantecuhtli*, die auch von den zum Opfer bestimmten Gefangenen angelegt wurde, weil sie (wie die gefallenen Krieger) nach mexikanischem Glauben zu Sternen wurden" [Krickeberg 1948, 131].

Der Bezug des Ballspiels auf Planetengötter, insbesondere auf *Venus*, und die Sterne wird hier deutlich; die Ballspieler spielen nicht nur ein konkretes Ballspiel auf dem Platz, sondern sie spielen auch die *himmlischen Ballspieler*, die sie verkörpern und in deren Trachten und Farben sie kämpfen. Darüberhinaus spielen sie ein kosmisches Drama, einen Kampf von Himmelskörpern, die die Erde bedrohten, nach [vgl. Velikovsky 1978, 111]. Es handelt sich also (ursprünglich) um eine *anthropomorphisierende Darstellung von kosmischen Vorgängen*, die durch das *rituelle Nachspielen* begreifbar gemacht werden sollten. Auch Bestiomorphisierungen kommen dabei häufig vor, insbesondere als Mischwesen, z.B. *Quetzalcohuatl*, die Gefiederte Schlange.

Nach KRICKEBERG [1948] symbolisierte der mesoamerikanische Ballspielplatz - insbesondere der sakrale Götterballspielplatz - den Nachthimmel. Nacht und Tod wurden als eng verwandt angesehen. Der Aspekt des Todes ist sowohl in den Codices als auch in den Ballspielfundstätten stets präsent: Nicht nur beim Ballspiel der beiden Tezcatlipoca im *Codex Borgia* ist der Spielplatz mit diversen Symbolen des Todes (Totenschädel) versehen, auch in den *Codices Nuttall* und *Maliabecchi* ist dies so. Und in unmittelbarer Nähe der ausgegrabenen oder einfach gefundenen Plätze befanden sich in der Regel Schädelstätten [Taladoire].

Neben diesen Götterballspielplätzen gab es, wie bereits angedeutet, kleinere 'profane' Spielplätze in großer Anzahl, auf denen das Spiel vermutlich als 'Freizeitsport' betrieben wurde [Taladoire 542, 732ff].



Das Ballspiel des schwarzen und des roten Tezcatlipoca (Codex Borgia 21);
Die Türkisschlange verschlingt den Sternenspielplatz (Codex Nuttall 15)
[Krickeberg 1948, 131, 152]

Das Spiel: Regeln, Ball, Ablauf, Dauer, Ausrüstung

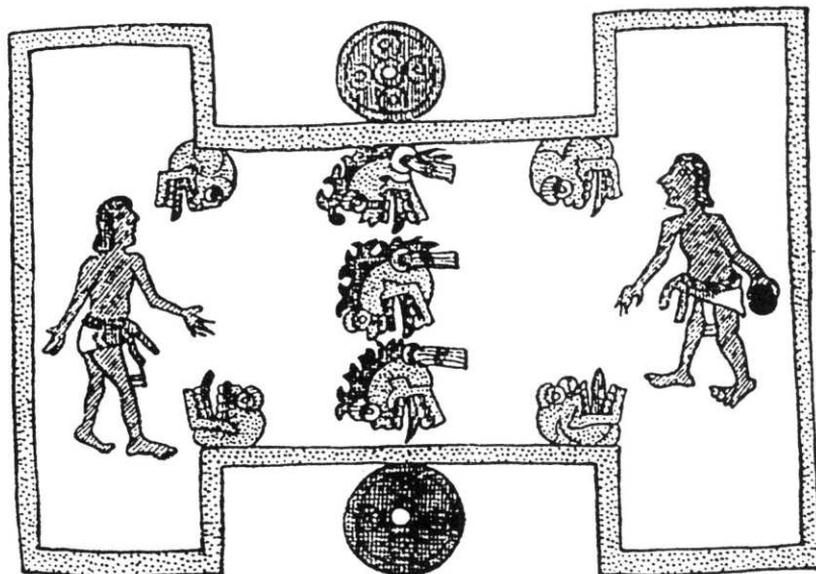
Am Pelota-Spiel der mesoamerikanischen Völker waren *zwei kontroverse Parteien* beteiligt. Aus den Codices (*Nuttall* wie *Borgia*) und auch aus dem *Popol Vuh*, dem heiligen Buch der Quiché-Maya geht hervor, daß sich die ballspielenden Götter im individuellen Zweikampf oder aber in einem Doppel gegenüberstanden. Diese 'Konstellation' scheint der Ur- oder Idealzustand gewesen zu sein; aus den Zeiten der conquista wurden dagegen größere Mannschaftsstärken überliefert, die nicht unbedingt gleich sein mußten [Weis 119]. Die Teilnehmerzahl hing von der Größe des Spielfeldes ab. Der massive und sehr sprungfähige Gummiball wurde normalerweise mit den Hüften gespielt, die mit einem Lederring, *yugo* (Joch) genannt, und einem Bauchschutz ('*palma*') bedeckt wurden. Die Größe des Balles war der Größe der Steinringe angepaßt. Der Ball wurde bei den *Mexica* (Azteken) *olli* (s.o. Olmeken) genannt.

"Die Spieler hießen *ollomani*, d.h. 'der, der den Ball nimmt.' Die *Quiché* von Guatemala nannten den Ball *quic*, was auch Baumblut oder -saft bedeutete, ähnlich wie auch *olli* oder *ulli* Harz des Gummibaums bedeutete" [Piña Chan 30; Helfrich 142f].

Im Yukatekischen heißt beides *kik*; es gibt dort ein weiteres Wort für Ball: "*uol*, das möglicherweise mit dem aztekischen Wort *olin* bzw. *ollin* (Bewegung) zusammenhängt" [Helfrich 142f, Fn. 210]. HELFRICH bezieht sich auf die magische Rolle des Balles im *Popol Vuh*, wenn er schreibt:

"Zugleich wird der Ball bzw. das zu seiner Herstellung verwandte Material in eine sehr enge Verbindung zur Fruchtbarkeit und lebensspendenden Kraft gebracht. Dieser Zusammenhang erweist sich in der rituellen Gleichsetzung von Opferblut und Kautschuk, die sich ja ähnlich im alten Mexiko findet. Der Kautschuk, rein oder mit Räucherharz (*pom*) vermischt, diente den Maya als ein geläufiges Substitut für das menschliche Opferblut. Diese Beziehung veranschaulicht der etymologische Zusammenhang zwischen den Wörtern 'Blut' und 'Ball' (oder 'Kautschuk') [...]: Beides heißt im Quiché *quic* und im Yukatekischen *kik*. Daß [...] zugleich auch die Idee der Fruchtbarkeit und Zeugung einbeschlossen [wird], zeigt das von *kik* abgeleitete Wort *kikel*, das im Yukatekischen "männlicher Samen" bedeutet" [Helfrich 142f].

Indianer mit einem aufgeblassenen
 Ball vor dem Hundel die die Hand
 an die Brust auf den Kopf
 geben und an Hand überford
 hundert der mit einem Ball den
 und pfeifen. Entschert
 und so die Hand
 liegen



Altmexikanische Ballspieler. Nach dem Trachtenbuch des Christoph Weiditz (1529);
 Ballspielszene (Codex Magliabecchi 80) [Krickeberg 137]

Weiter mit dem Spielablauf:

"In jedem Fall spielt man mit einem massiven Kautschukball; dieser Ball wird von einem Priester mit einem Holzschläger ins Spielfeld geschlagen. Auf diesem befinden sich zwei Mannschaften, die den Ball unter Einsatz verschiedener Körperteile einander zuspieren: mit den Knien bei den Uitoto in Kolumbien, mit den Schultern bei den Otomac in Venezuela, mit dem Kopf bei den Chiquito, aber *nie mit den Händen*. In Mesoamerika [...] wird der Ball, der normalerweise aus Vollgummi besteht und die Größe eines menschlichen Kopfes bei einem Gewicht von 3,5 kg hat, mit den Ellbogen, Knien, Hüften und dem Gesäß gespielt. [...]

Die Ringe oder Markierungen sind die Tore des Spiels, aber es ist äußerst schwierig, Tore zu erzielen" [Knauth 185].²

Der Ball mußte dazu nämlich horizontal durch das Loch eines Rings aus Stein oder - wie angeblich im Falle des südlichen Mesoamerikas - aus Holz getrieben ('geschossen') werden! Aber lassen wir KNAUTH weiter berichten:

"Man gewinnt jedesmal Punkte, wenn der Ball - von der gegnerischen Mannschaft geschlagen - die Erde berührt."

Diese Regel kennen wir vom Volleyball.

Ein weiteres Ziel - außer dem spielentscheidenden Ringtreffer - war also, den Ball möglichst lange in der Luft zu halten und seinen 'Aufschlag' auf den Erdboden zu verhindern.

"Man sagt, daß die Pelota-Spiele der Zapoteken und Maya, die heutzutage nur Markierungen auf der Erde haben, früher mit Holzringen als 'Toren' gespielt wurden. Die Spieler trugen, zumindest an den Hüften, einen Lederschutz, um Verletzungen durch den schweren Kautschukball zu verhindern - so wie man auf vielen Zeichnungen sehen kann. Heute benutzen einen solchen Schutz noch die indianischen und Mestizenspieler an der nordwestlichen Pazifikküste Mexikos. Die Spieler der frühen Pelota-Spiele trugen darüberhinaus besondere Handschuhe, Stiefel, Arm- und Knieschützer (s. die Reliefs von Chichén Itzá und die Stele von Orizaba). Die Jochs, 'Palmas' und religiösen Axt-Symbole scheinen auch Schützer und Verzierungen der

2 Der in Spanisch geschriebene Text wurde von Beatriz Fariza Guttman, Castellon/Spanien, übersetzt und von M.K. in die vorliegende Form gebracht.

Spieler gewesen zu sein, wie man auf den steinernen Darstellungen, die in der archäologischen Zone der Olmeken und Totonaken gefunden worden sind, ersehen kann" [Knauth 185f].

Wie deutlich geworden sein dürfte, wurde also mit Hilfe der Markierungen nach einem Punktesystem gespielt. Wenn aber nun der Ball - was nicht selbstverständlich war - durch einen Ring bugsirt werden konnte, hatte das Sieg und sofortiges Spielende zur Folge [Weis 120]. Fray Diego DURAN berichtet:

"Der den Ball durch das Steinloch schlug, wurde von allen umgeben; sie ehrten ihn, sangen Lobeslieder, tanzten eine Zeitlang mit ihm und überreichten ihm einen hochgeschätzten Spezialpreis aus Federn oder Lendentüchern. Doch am meisten und höchsten schätzte er die Ehre, als ein Mann gefeiert zu werden, der in einem speziellen Kampf gesiegt und den Disput beendet hatte" [Blom 493; Übers. M.K.].

An dieser Stelle halte ich fest: Der erfolgreiche Spieler wird von allen anderen geehrt, weil er den Streit beendet hat! Darüber geriet auch das Publikum in Ekstase. Man kann also wohl davon ausgehen, daß es im Laufe eines Spiels nicht sehr schnell zu Torerfolgen gekommen sein wird; die *Seltenheit* eines Treffers dürfte zum Aufbau von *Spannung* auch im Publikum beigetragen haben.

Wie wird das Durchqueren des Ringes durch den Ball gedeutet? Nach Krickeberg symbolisiert und bewirkt es

"immer neu den Durchtritt der Sonne durch den engen Spalt des Horizontes, dargestellt in den schmalen Öffnungen der Spielringe auf den heiligen Ballspielplätzen der Azteken" [Krickeberg 1948, 138].

Hier wirken Formulierung wie Ballspiel gleichermaßen von libidinöser Energie durchdrungen. Und so ist es "Wettkampf mit aller Zuversicht einer induktiven Wirkung, ist magisch-religiöse Zeremonie" [Körbs 17].

VELIKOVSKY erweitert die Bedeutung dieses Rituals wie folgt:

"Das Volk der Mexikaner symbolisierte die wechselnde Richtung der Sonnenbewegung als ein von Naturumwälzungen und Erdbeben begleitetes himmlisches Ballspiel" [Velikovskiy 111].

Nachdem das Spiel auf diese Weise entschieden worden war, schloß sich - bei den sakralen Begegnungen - ein Ritual an, das die in den Bilderhand-

schriften so augenfällige Verknüpfung des Spieles mit dem Tode unterstreicht: die sakrale Tötung von Ballspielern (s.S. 69: Spiel der beiden Tezcatlipoca). Sie wird durchgehend als Menschenopfer bezeichnet.

2. Die Menschenopfer

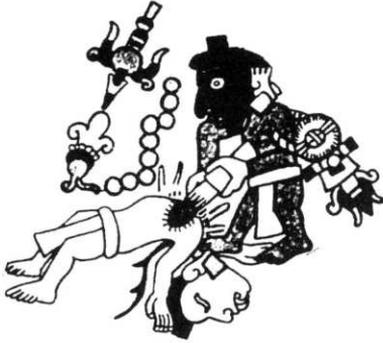
Belege für Menschenopfer im Zusammenhang mit dem Pelota-Spiel finden sich in

- a) den mehrfach erwähnten *Codici*;
- b) den in der Nachbarschaft von Ballspielplätzen gefundenen *Stelen* und anderen Steinstatuen und -skulpturen;
- c) in den *Berichten* von Zeitzeugen der Eroberung Mittelamerikas insbesondere bei Sahagún und Duran;
- d) in mündlichen mythologischen *Überlieferungen*, die im *Popol Vuh* und wieder von Sahagún aufgezeichnet wurden;
- e) auf *Wandmalereien* (etwa in Santa Rita, Belize);
- f) auf *Keramiken* (von Tlatilco und Colima, laut Knauth);
- g) in den architektonischen Bestandteilen wie Markierungssteinen (Opfersteinen) und Altären ('steinernen Zeugen') der *Tempelanlagen* Mesoamerikas;
- h) in der Existenz der Schädelregale (*Schädelstätten*) in unmittelbarer Nachbarschaft vieler Ballspielplätze.³

HELFRICH unterscheidet 1973 zwölf unterschiedliche Tötungsrituale innerhalb der mesoamerikanischen Kulturen, von denen meines Wissens zwei im Zusammenhang mit dem Ballspiel standen: das *Enthauptungsritual* und das *Herzopferritual* [Helfrich 115-118 bzw. 119-125]. Darüberhinaus bespricht er noch ein eigenes *Ballspiel-Ritual*, das im wesentlichen mit dem Enthauptungsritual gleichzusetzen ist [ebd., 141-145].

KNAUTH bezieht 1961 in seinen Betrachtungen Ballspiel und Mythos eines außerhalb Mesoamerikas lebenden Volkes, der *Uitotos* aus dem

³ Helfrich [1973] gibt in Anhang I-III (pp. 184-199) einen ausführlichen Überblick über archäologische, ikonographische und sonstige Belege für Menschenopfer in postkolumbischen Quellen.



Darstellung eines Menschenopfers auf Stele Nr. 5 der Cozumalhuapa
 [Info-Blatt des Museums für Völkerkunde, Berlin];
 Zwei Tötungsszenen aus dem Codex Nuttall [5, 19]

kolumbianischen Regenwald, mit ein. Sie betrachteten den Gummiball als Träger der Seele des Vaters, der sterben mußte wie der archetypische Mond. Dieser sei von einem neuen Mond während eines Ballspiels enthauptet worden. Der Gummiball symbolisiere die ständige Erneuerung des Mondes, durch die der Vater weiterleben könne, und wird deshalb "das Kind" genannt. Die Früchte, die die Uitotos zum *Uike-Fest* (*uike*=Gummiball) mitbringen, dienen dazu, "das Kind" zu ernähren, weil der Mond ein Vielfraß sei. In diesem primitiven Mythos seien *drei grundsätzliche Elemente* enthalten, die auch in den Pelota-Spielen und Mythen des mesoamerikanischen Raumes präsent seien: ein Himmelskörper, hier der *Mond*, der *Fruchtbarkeitskult* und das Thema der *Enthauptung* [Knauth 188]. HELFRICH schreibt 1973:

"Das kultische Ballspiel der Maya endete unter gewissen Umständen, vielleicht aber auch in jedem Fall, mit einem Tötungs-Ritual, in dessen Verlauf der Anführer der unterlegenen Partei enthauptet wurde. Eine derartige, mehr oder weniger feste Koppelung von kultischem Ballspiel und abschließendem *Enthauptungs-Ritual* war wie das Spiel selbst weit über das Maya-Gebiet hinaus verbreitet: sie findet sich vom Nordwesten Mexikos bis hin zum nördlichen Südamerika. [...]

Die Annahme, das Enthauptungs-Ritual sei entweder bereits von Anbeginn an mit dem Ballspiel-Kult der Maya verbunden gewesen, [...] wird durch zwei im *Popol Vuh* geschilderte mythische Begebenheiten bestärkt: Zum einen wird der Kopf des enthaupteten Heroen *Hunahpú* an der Opferstätte des Ballspielplatzes zur Schau gestellt, zum anderen erscheint die rituelle Tötung der unterlegenen Ballspieler als fester Bestandteil des Spieles: Kaum haben nämlich die Fürsten der Unterwelt bei dem Spiel gegen *Hunahpú* und *Ixbalanqué* einen Treffer erzielt, legen sie auch schon Hand an das Zeremonialmesser *zaqui toc*, um die beiden Heroen zu töten" [Helfrich 143].

Anzumerken ist, daß laut *Popol Vuh* beim Zeremonialmesser die Steinschneide mit Obsidianspitzen besetzt war [Cordan 78-94].

Helfrich wie auch vorher schon Knauth betrachtet die Darstellungen eines Reliefs des großen Ballspielplatzes von Chichén Itzá, auf dem eine Gruppe von Ballspielern zu sehen ist:

"Dem Halsstumpf der enthaupteten Ballspieler entströmt Blut, das sich in sechs Schlangenleiber und eine mächtige, die ganze Szene einrah-

mende Pflanzenranke mit zahlreichen Blüten und Früchten verwandelt hat" [Helfrich 144f; ähnlich Knauth 190f].

Auch das *Herzopfer* wird in Verbindung zum Ballspiel gesehen: KNAUTH erwähnt "ein Relief der Verzierung des Ballspielplatzes in Tajin in der archäologischen Zone der Totonaken, und eine *palma* der Coatepeken [...] zeigen uns Menschenopfer durch Herzherausreißen" [Knauth 190].

Die Annahme, daß der oder die Verlierer des Pelota-Spiels getötet worden sei(en), ist keineswegs gesichert. WESTHEIM vertritt 1957 die Auffassung, die auch Weis und Girard [429] übernommen haben, daß die *treffsicheren Sieger zum Opfer auserkoren* wurden; das Opfer als eine Art Strafe für den Mißerfolg zu sehen, entspringe einer "abendländischen Konzeption" [Westheim 239]. Stattdessen sei "das Opfer der Siegerpreis, der Lorbeer, der auf den Sieger wartete" [ebd].

Eine andere Variante beschreibt MATHYS. Dabei geht es um die Menschenschlachtung vor einem Ballspiel, das Huitzilpochtli als dem Hauptgott der Azteken gewidmet ist:

"Die religiöse Bedeutung des Spiels ist dank der priesterlichen Bilderhandschriften, den sogenannten Codici, die ein vielfältiges kultisches Brauchtum im Spiel widerspiegeln, [...] bekannt. Nach dem *Codex Mendoza* war die Hauptballveranstaltung in der Stadt Tenochtitlan (Mexiko) dem Sonnengott Uitzilpochtli⁴ reserviert und fand im 15. Monate *Panquetzaliztli* (im November) statt. Aus dem *Codex Borbonicus* geht hervor, daß zuerst ein Priester als Gott des Morgensterns maskiert in raschem Lauf durch die Stadt eilte, um den Beginn der Menschenopfer anzuzeigen. Dann wurden vier Menschen am Opferstein des Ballspielplatzes geschlachtet und als Opfer über die Spielfläche geschleift, so daß sich diese rötete; sie mögen den Tod der vierhundert Sterne repräsentiert haben, von deren Blut sich der Himmel rötet, ehe die Sonne aufsteigt. Erst jetzt begann das eigentliche Spiel, bei welchem sich Menschen in Masken des Sonnengottes, also Reprä-

2 Nach meiner Auffassung (M.K.) war Huitzilpochtli keineswegs der Sonnengott; der hieß bei den Azteken *Tonatiuh*. Der *Kolibri zur Linken* (= *des Südens*) könnte auf eine Identifizierung als Komet bzw. werdender Planet Merkur hindeuten.

sentanten des Lichtes, und in Kostümen von Mond- und Nachtgöttern gegenüberstanden" [Mathys 9].

Der Sinn von Spiel und Opfer

In vorstehendem Zitat klingt bereits eine gängige Interpretation an, wenn MATHYS die Repräsentanten von Licht und Dunkelheit gegeneinander kämpfen läßt. Weitere typische Erklärungen des Pelota-Spiels und des Menschenopfers kreisen um Sonnenernährung und Aufrechterhaltung von Vegetation und Fruchtbarkeit. Exemplarisch dazu KÖRBS, bezugnehmend auf Krickeberg [1948]:

"Hier werden kosmische Vorgänge wie der Lauf der Gestirne, vor allem der Aufgang der Sonne, ganz real erwirkt. Und zwar etwa in der altmexikanischen Praxis gleich in doppeltem Sinn: durch das Ballspiel, das der Sonne magisch-symbolisch auf ihrer Laufbahn hilft und durch das Menschenopfer, das ihr immer neue Nahrung zuführt. Die häufige Verbindung beider Kulthandlungen in einer Zeremonie hat also schon ihren Sinn" [Körbs 14].

Überhaupt wird Ballspiel und Opfer von fast allen hier vorgestellten Autoren ein kosmischer Aspekt zuerkannt, auch wenn es sich nicht um katastrophistische Interpretationen handelt - selbstverständlich abgesehen von der Velikovsky'schen.

Interessant erscheinen mir weitere Ausführungen des Sporthistorikers Körbs, der m.E. einer katastrophistischen Deutung von Ballspiel und Opfer erstaunlich nahe gekommen ist. Zunächst nimmt er eine Zweiteilung der "hauptsächlichen kultischen Veranlassungen früherer Spiele und Wettkämpfe" [Körbs 13f] vor, und zwar zum einen in solche, die

"die Zuversicht auf rein materielle Wirkung magischer Handlungen in Form von Sport, Spiel und Wettkampf ausdrücken, und in solche, die mehr Darstellung, Nachahmung sein wollen, bei denen also der Symbolgehalt überwiegt" [Körbs 14].

Dennoch ließen sich beide Funktionen nicht völlig trennen, denn "in dem Akt der Nachahmung und Darstellung eines kosmischen Vorgangs" bestimme die Hoffnung mit, "durch dieses Spiel die dem Menschen nützliche Ordnung des Kosmos zu erwirken und zu erhalten" [ebd]. Beide Einstellungen wurzelten in "der Existenzangst jener frühen Welt, ihrer Ratlosigkeit

den Mächten und Geheimnissen der Natur gegenüber, also in einem [...] lebenswichtigen und daher heiligen Egoismus. Der leibliche Einsatz bis zum Selbstopfer oder auch zum Opfer seinesgleichen scheint dem Bittenden wie dem Gewährenden am [...] eindrucksvollsten" [ebd].

Wenn man die Körbs'sche "Ratlosigkeit den Mächten und Geheimnissen der Natur gegenüber" in *massenhaft auftretende Ohnmacht und Panik angesichts der verheerenden kosmischen Katastrophen der Bronzezeit* übersetzt, ist m.E. der Anlaß für himmlisch inspiriertes Ballspiel und Menschenopfer gefunden. Durch das Opferritual sollte der Seelenzustand der chaotisierten, "umwölkten" Gemeinde - "redemption for the beclouded people" [Heinsohn 1990, 8] - von Opferpriestern wiederhergestellt werden. Nachgespielt wird im Opferritual a) die Katastrophe selbst und b) die extreme Reaktion der Menschen, in einem dualistischen "Kampfpfer" - "combat type of sacrifice" [ebd 3] - wird die Tötung des Unheil bringenden Sternengottes, des Sonnenfressers oder -verdunklers, als (seelische) Befreiung zelebriert. Diese symbolische Tötung ist der Höhepunkt des Rituals; zugleich ist sie aber eine echte Tötung eines Menschen aus Fleisch und Blut, der den Sternengott darstellen und spielen muß. Insofern hat das Menschenopferritual ein doppeltes Gesicht: Zum einen wird eine soziale Stabilisierung durch eine "schnelle Erregungsabfuhr für die Massen" erzielt. Dabei bleiben aber echte Leichen zurück, was zu erneuter Spannung führt: Wieder muß aufkommendes Schuldgefühl rituell unterdrückt werden.

Hier wird auch verständlich, daß nach dem Ende der Katastrophen, etwa mit der beginnenden Eisenzeit, die Abschaffung des zuvor gebrauchten Opferrituals nicht leicht fallen konnte, erst recht nicht in Priesterkönigreichen, die zur Aufrechterhaltung und Festigung ihrer Herrschaft zum *Priesterbetrug*, der Weiterführung eines nicht mehr angemessenen blutigen Rituals, übergingen [vgl. Heinsohn 1990, 3-7, 14, 18]. Ein solcher Befund dürfte für die mesoamerikanischen Hochkulturen, die bis zum frühen 16. Jh. Bestand hatten, zutreffen. Zugleich betone ich, daß dieser Befund in keiner Weise das überwiegend von Goldgier und kulturzentristischem Überlegenheitsdünkel gesteuerte blutige Vorgehen der europäischen Eroberer entschuldigen kann oder soll.

Literatur

- Blom, Frans (1932): "The Maya Ball Game 'Pok-ta-Pok', called Tlachtli by the Aztecs"; in *Middle American Papers* 4, 485-530, Tulane Univ., New Orleans
- Borhegyi, Stephan F. de (1960): "America's Ballgame"; in *Natural History* LXIX 48-59
- Bushnell, G.H.S. (1961): "Tempel im Urwald. Die Frühgeschichte Amerikas"; in Stuart Piggott (Hg.): *Die Welt aus der wir kommen*; Berlin · Darmstadt
- Codex Borgia*, 1898 herausgeg. von Duc de Loubat, Roma
- Codex Nuttall*. A Picture Manuscript from Ancient Mexico; 1902 herausgeg. von Zelia Nuttall, Cambridge, Mass.
- Coe, Michael D. (1968): *America's First Civilization*; New York
- Cordan, Wolfgang s. Popol Vuh
- Davies, Nigel (1983): *Opfertod und Menschenopfer*; Frankfurt/M. · Berlin · Wien
- Duran, Fray Diego (1867-80): *Historia de las Indias de Nueva España y Islas de Tierra Firme*, Vol. II; Mexico
- Eisleb, Dieter (1974/83): *Alt-Amerika - Führer durch die Ausstellung der Abteilung Amerikanische Archäologie*, Museum für Völkerkunde; Berlin
- Girard, Rafael (o.J.): *Die ewigen Mayas*; Wiesbaden
- Hagen, Victor von (1962): *Sonnenkönigreiche. Azteken · Maya · Inka*; Berlin
- Heinsohn, Gunnar (1984): *Monotheismus - Eine religionssoziologische Studie*; Bremen (vv. Typoskript)
- (1990): *The Rise of Blood Sacrifice: A Cosmic Decree?*; University of Toronto
- Helfrich, Klaus (1973): *Menschenopfer und Tötungsrituale im Kult der Maya*; Berlin
- Knauth, Lothar (1961): *El Juego de Pelota y el Rito de la Décapitación*; Mexico
- Körbs, Werner (1960): "Kultische Wurzel und frühe Entwicklung des Sports"; in *Studium Generale*, Berlin · Göttingen · Heidelberg
- Krickeberg, Walter (1948): "Das mittelamerikanische Ballspiel und seine religiöse Symbolik"; in *Paideuma* III (3-5), Bamberg
- (1956): *Altmexikanische Kulturen*; Berlin
- Leyenaar, Ted J.J./ Bussel, Gerard W. van (1993): "Das Ballspiel der Maya"; in *Die Welt der Maya*, Ausstellungskatalog Hildesheim · Wien · Köln
- Mathys, F.K. (1983): *Die Ballspiele - Eine Kulturgeschichte*; Dortmund
- Piña Chan, Roman (1968): *Spiel und Sport im Alten Mexiko*; Leipzig (insb. das Kapitel "Das Ballspiel", 15-35)
- Popol Vuh - Das Buch des Rates (Mythos und Geschichte der Maya)*, 1962 herausgeg. von Wolfgang Cordan; Köln (Nachdruck 1987)

- Sahagún, Fra Bernardino de (1938/46): *Historia general de las Cosas de Nueva España*; Mexico
- Schele, Linda/ Miller, Mary Ellen (1986): *The Blood of Kings - Dynasty and Ritual in Maya Art*; Fort Worth
- Séjourné, Laurette (?1978): *Burning Water - Thought and Religion in Ancient Mexico*; London (mex. 1956)
- Taladoire, Eric (1981): *Les Terrains de Jeu de Balle (Mésomérique et Sud-ouest des Etats-Unis)*. Estudios Mesoamericanos; Mexico
- Velikovsky, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt/M. (1950)
- Weis, Kurt (1976): "Die Funktion des Ballspiels bei den alten Maya. Vom Kultspiel einer steinzeitlichen Hochkultur"; in Günter Lüschen/ Kurt Weis (Hg): *Die Soziologie des Sports*; Darmstadt · Neuwied, 115-129
- Westheim, Paul (1957): *Ideas fundamentales del arte prehispánico en México*; Mexico

Manfred Knaust 28203 Bremen Sophienstr. 30



Ballspieler auf den Steinmarken des Spielplatzes in Copán [Bushnell Nr. 13f];

Vereint im starken Glauben ?

Zu den Spekulationen über Menschenopferkulte

Winni Marold

1. Der Menschenopfer-Glaube

In einer gewissen Sparte der Geschichtswissenschaften, vor allem in der als Anthropologie bezeichneten Sektion der Kulturwissenschaften erfreut sich der Glaube an Menschenopfer einer ebenso heftigen wie seltsamen Faszination, vergleichbar etwa der Beliebtheit der Mystifikation "Ödipuskomplex" in weiten Bereichen der Seelenforschung. Das Seltsame an diesem zu festen Überzeugungen verdichteten Glauben ist das leichtfertige und unkritische Umgehen mit Quellen. Gerüchte, Interpretationen, Spekulationen und offensichtliche Lügen werden als Tatsachen behandelt, auf die weitere Interpretationen aufgefropft werden, während ein auffälliger Mangel an Fakten besteht, die einer kritischen Nachprüfung standhalten. Insbesondere hinsichtlich Azteken und Maya ist der Glaube an Menschenopfer bereits so allgemein verbreitet, daß die Gläubigen meinen, nicht sie selbst hätten ihr vermeintliches Wissen zu beweisen, sondern die Zweifler, die Ungläubigen hätten zu beweisen, daß es die geglaubten Menschenopfer nicht gegeben habe. Selbst diese unwissenschaftliche Umkehrung der Beweislast wird von den Gläubigen nicht mehr als Fehler wahrgenommen. Man stelle sich vor, derartige Grundsätze der Wahrheitsfindung fänden wieder Eingang in die Strafjustiz.

Vom Beginn der Neuzeit bis ins späte 18. Jh. war allgemein verbreitet der Glaube, daß es Hexen gebe, daß es die ihnen vorgeworfenen Verbrechen gebe und daß sie zu Recht gefoltert und ermordet würden. Zur selben Zeit war bei Christen auch der Glaube verbreitet, Juden würden christliche Kinder rituell ermorden, was von den Nazis vor 60 Jahren wieder aufgegriffen worden ist [Hassler 234f, 339].

Es scheint nicht verwunderlich, daß in jenen Zeiten der Bericht des blutrünstigen imperialistischen Hernán Cortés über Menschenopferschlachtungen bei den Azteken bereitwillig geglaubt worden ist.

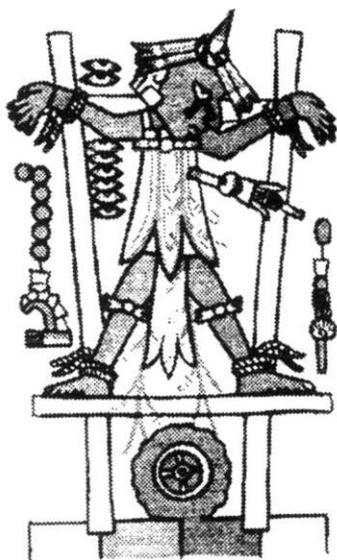
Die Spekulationen von Wissenschaftlern über Menschenopfer, inzwischen weltweit verbreitet, sind entstanden unter dem Eindruck, für Mesoamerika seien bis ins 16. Jh. Menschenopferpraktiken einschließlich Verzehrung der Geschlachteten "bewiesen", wobei die Hände der Opfer, als besondere Delikatesse, den höchsten Würdenträgern vorbehalten gewesen sein sollen. Selbst sehr kritische Wissenschaftler legen vor dem "Menschenopfer" ihre wissenschaftlichen Grundsätze zur Seite und halten mir, dem Zweifler, vor, ich würde nur deshalb zweifeln, weil Menschenopfer nicht in meine angeblichen Vorstellungen von einem "edlen Wilden" passen würden.^{1 = Endnote 1}

2. Standort Bremen, im Mai 1994

Bei unserem Jahrestreffen hat Manfred Knaust einen Vortrag "Über präkolumbianische Ballspielkulte in Mexico" gehalten und darin, bisheriger Lehre entsprechend, Menschenopferschlachtungen in Mesoamerika behauptet. Knaust illustrierte die kuranten Vorstellungen durch verschiedene Abbildungen von Tötungen.

Nun hat der Ethnohistoriker Peter Hassler in seiner 1992 erschienenen wissenschaftlichen Untersuchung den Nachweis erbracht, daß es nur einen einzigen Augenzeugenbericht über Menschenopfer in Mesoamerika gibt und daß dieser einzige offensichtlich erlogen ist. Sein Buch - in Heft 1/93 von mir vorgestellt - darf nicht mehr übergangen werden. Leider hat Knaust eine Auseinandersetzung mit Hasslers Werk nicht versucht; anderenfalls hätte er Beweise für weitere Augenzeugenberichte vorbringen müssen.

Wir müssen Schluß machen mit dem leichtfertigen Glauben an vermeintliche Fakten, wie etwa erlogene, nie kritisch hinterfragte "Augenzeugenberichte". Nachdem sich mindestens zwei der von Knaust ausgewerteten Autoren, nämlich Helfrich und Schele/Miller, bedenkenlos auf Bischof Diego de Landa als Zeugen stützen, weise ich darauf hin, daß Hexenschinder seines Schlages als Zeugen nicht in Frage kommen können. Oder sollte jetzt bei uns das Nazi-Hetzblatt *Der Stürmer* als Kronzeuge für angebliche Verbrechen der ermordeten Juden dienen können?²



"Der heilige Sebastian" (Codes Nuttall 84); Tötungsszene (Codex Laud 8);
"Figurengefäß, Höhe 35 cm, angeblich tzapotekisch, Oaxaca, Klassikum [Fälschung aus dem 19. Jh.]" [Hassler 305, 295, 260]

3. Der Forschungsstand seit Hassler

Mit dem Werk von Hassler sind nicht nur angebliche Menschenopferkulte in Mesoamerika auf den Rang von Spekulationen zurückgefallen, sondern alle weltweit vermuteten Menschenopfer-Rituale. Für alle behaupteten oder vermuteten Kulte dieser Art müssen wir jetzt einen präzisen Nachweis fordern und die zum Beweis vorgelegten Indizien sorgfältig prüfen.³

Mit dem Beweis, daß es aus Mesoamerika keine Augenzeugenberichte über Menschenopfer gibt, haben die Spekulationen darüber ihren Boden nicht verloren, denn es liegen uns bildliche und schriftliche Darstellungen vor, die die Vermutungen von Menschenopfer-Ritualen zu stützen scheinen (freilich nicht das Verspeisen der Opfer). Doch die Bilder können keine Opfer beweisen, weil in ihnen lediglich Tötungen dargestellt werden. Zu einer Opferhandlung gehört zwingend jene vermeintliche Macht/Gottheit, der das Opfer dargebracht wird; ferner gehört dazu ein Ritual, eine religiöse Handlung, in deren Verlauf das Opfer getötet wird. Darüber geben die Bilder keine Auskunft, auch nicht darüber, wer der Herr des Opfers ist. Mit solcher begrifflichen Abgrenzung zwischen einfacher Tötung/Mord und Menschenopfer mögen die Anthropologen sich nicht aufhalten, wir aber müssen es.

4. Ein schriftliches Dokument - das *Popol Vuh*

Während die bildlichen Dokumente präkolumbianisch sein müssen, um als Indizien in Betracht zu kommen, sind für schriftliche Dokumente geringere Anforderungen zulässig. Eines der wenigen einigermaßen authentisch erscheinenden schriftlichen Dokumente der postkolumbianischen Zeit, die uns aus Mesoamerika vorliegen, ist das von den Quiché stammende *Buch des Rates*, das *Popol Vuh*. Der Text dieses Buches ist von Quiché-Indios, die spanisch lesen und schreiben konnten, in ihrer Sprache, aber in spanischer Lautschrift aufgeschrieben worden und etwa 1702 einem damals in Chichicastenango tätigen spanischen Pfarrer, dem Padre Francisco Ximénez, vorübergehend überlassen worden [Hassler 73, Cordan 5].

"Die Unterwerfung des Landes, die Erdrosselung und Lebendverbrennung der Fürsten war kaum 180 Jahre her, die Indios lebten in Frondienst, wo nicht in offener Sklaverei" [Cordan 6].

Seit 150 Jahren wurde ihnen von den Spaniern gelehrt, ihre Vorfahren hätten bis zu ihrer Unterwerfung und Christianisierung Menschen den Göttern als Opfer geschlachtet. Weil die spanischen Eroberer gemäß dem Programm von Hernán Cortés die einheimischen Kulturträger zielstrebig ermordet haben [Cordan 6], kannten die Indios ihre offizielle eigene Geschichte nur aus der Darstellung der Spanier. Unter diesen Vorbehalten ist der uns als *Popol Vuh* überlieferte Text zu prüfen.

So verdienstvoll Wolfgang Cordans Übersetzung des *Popol Vuh* ist, fehlte es ihm doch an zureichendem Werkzeug. Mit der Annahme von "uralten Menschheitsvorstellungen" können mythische Berichte nicht zutreffend verstanden werden. Eine Übersetzung ist stets eine Interpretation; diese kann nie besser sein als das Potential an Interpretationsmöglichkeiten, über das der Übersetzer aus eigener Kenntnis verfügt. Ein Übersetzer, dessen Kenntnis der Astronomie sich auf dem Stand von Aristoteles befindet, kann ein Werk der modernen Astronomie nur höchst dürftig übersetzen. Schon Velikovsky hat gezeigt, daß die Mythen und protohistorischen Berichte nicht verstanden werden können, wenn die Identitäten diverser Himmelsgötter mit Planeten und deren himmlischen Aktivitäten unerkannt bleiben. Dann können auch die weltweiten Ähnlichkeiten mythischer Darstellungen nur auf rätselhafte "psychisch entstandene Archetypen" nach C.G. Jung zurückgeführt werden.

Weil dem Übersetzer Cordan der Planetengötter-Schlüssel unbekannt ist, mißraten viele seiner Interpretationen zwangsläufig. Hinzu trat seine Überzeugung, die Maya-Hieroglyphen übersetzen zu können, für die er Texte, Bilder und seine Vorstellungen darüber zusammenbiegen mußte [Cordan 1963]. Aber auch im schlicht sprachlichen Bereich zeigt Cordan erhebliche Mängel. So gebraucht er oft das Wort *opfern*, obwohl der Sachzusammenhang nur eine Tötung ergibt. Das Wort *zac-cabana* übersetzt er einmal als *weiße Pfahlhäuser* [Cordan 1991, 218], andersmal als *weißer Opferplatz* [ebd, 221]. Dabei kann *zac* auch mit Würfelspiel zusammenhängen. Statt um einen *weißen Opferplatz* könnte es sich vielleicht um ein Spielhaus aus Pfählen handeln [ebd, 218].

Ein anderes Beispiel: *ixquic* übersetzt Cordan mit *Frauenblut*. Doch über das Wort *ix* (gesprochen "isch") schreibt er: "ix = Präfix, so viel wie klein, auch Determinativum des weiblichen Geschlechts" [ebd, 182]. Weil *quic* aber auch *Ball* heißt [ebd, 178], könnte *ixquic* ebensogut *kleiner Ball*

bedeuten. *ix* sei aber auch ein Präfix, das *Sohnschaft* anzeige [ebd, 201]. *ixtoh* soll *Überflußspender*, *ix-canil* soll *Gott der Reife* oder *Kostbarer*, *ixcacawixtziya* soll *Vermehrer des Maisbreies* heißen [ebd, 182]. Weder die Bedeutung *klein* noch *Frau* noch *Sohn* ist darin zu finden. Der Name des jungen Gottes Ixbalanqué soll wörtlich bedeuten: *dem Jaguar ähnlich*. Cordan meint: "Tigrillo, Ozolote. Als 'ix': vierzehnter Kalendertag" [ebd, 172]. Ixmucur wiederum soll *Holztaube* heißen.

Wenn schon die Übersetzung eines Textes in Buchstabenschrift so viele Unsicherheiten enthält, um wieviel fragwürdiger erscheinen dann die Interpretationen der Bilderschriften?! Gewichtige Fragwürdigkeiten sind bei Hassler ausführlich dargestellt [Hassler 147].

Ehe wir also aus dem *Popol Vuh* Beweise für einstige Menschenopfer ableiten wollen, müssen wir uns um eine Übersetzung bemühen, bei der es nicht der Voreingenommenheit des Interpreten überlassen bleibt, ob ein Begriff als Opferplatz oder als Spielhaus übersetzt wird.⁴

5. Herz und Kopf

Im ersten Teil des *Popol Vuh*, von Cordan so eingeteilt und mit "Schöpfung und Heldenleben" überschrieben, wird von zwei jungen Göttern, den Brüdern Hunahpú und Ixbalanqué berichtet, deren liebste Tätigkeit das Ballspiel ist. Unter dem Vorwand, mit ihnen spielen zu wollen, werden die Brüder von den Herren der Unterwelt Xibalba dorthin gerufen. Die Brüder wissen, daß die Todesherren sie töten wollen. Nachdem sie bereits einige Anschläge überstanden haben, sollen sie die nächste Nacht nicht überleben.

"Darauf traten die Jünglinge in den Obsidianraum, den zweiten Marterort von Xibalba. Man wünschte sie von den Steinmessern zerstückelt. Schnell würden sie sterben, dachten jene in ihren Herzen. Aber sie starben nicht. Sie sprachen zu den Obsidianmessern und bestimmten: 'Euer sei das Fleisch aller Tiere', sagten sie zu den Feuersteinen. Und die bewegten sich nicht. Auf einer Stelle blieben sie in einem Haufen liegen" [Cordan 87].

Cordan versteht diese Stelle so: "Den Obsidianmessern wird das Menschenblut verboten, und nur die Tiere bleiben ihnen ausgeliefert" [ebd, 203].

Nun könnte man daraus weiter, sozusagen *ex contrario*, schließen, früher seien Menschenopfer dargebracht worden, und Cordan tut dies:

"Diese Gotteshand also [gemeint ist das Messer] vergießt fortan kein Menschenblut mehr" [ebd, 203].

Dieser Schluß aber könnte ein Kurzschluß sein. Zunächst muß man dazu wissen, daß es zu Hunahpú und Ixbalanqué das unglückliche Vorgänger-Brüderpaar gibt, von Cordan Eins-Jäger und Sieben-Jäger genannt (Eins-Jäger = Hunahpú, also namensgleich). Jener frühere Hunahpú ist der Vater von Hunahpú und Ixbalanqué. Eins-Jäger und Sieben-Jäger waren ebenfalls zum Ballspiel in die Unterwelt gerufen worden. Sie überstanden die Anschläge der Todesgötter nicht. Sie wurden in Stücke gerissen (geschnitten?), "geopfert" (wem?) und begraben. Dem Eins-Jäger wurde vor dem Begräbnis der Kopf abgeschnitten und in die Äste eines Jicara-Baumes gesetzt. Der Kopf verwandelte sich sofort in eine Frucht (Jicara) und der Baum bekam sofort viele gleiche Früchte.

Während also die Obsidianmesser ihre Vorgänger getötet hatten, werden sie diesmal von Hunahpú und Ixbalanqué durch einen Sprachzauber gebannt. Es ist nicht gerechtfertigt, diesen Trick im Sinne von Menschenopfer zu interpretieren, nur weil es die vorgefaßte Meinung zu bestätigen scheint. Geht es überhaupt um ein menschliches und nicht vielmehr um ein göttliches oder zu Göttern erhobenes Brüderpaar? Hören wir weiter.

Ihre letzte Nacht müssen Hunahpú und Ixbalanqué im Fledermaus-Raum verbringen. Gegen Morgen begehen sie einen Fehler. Hunahpú hebt seinen Kopf, um nach der Morgendämmerung auszuschauen. Da reißt ihm die Todes-Fledermaus den Kopf ab, der zu den Todesgöttern gebracht wird. Eilig fertigt Ixbalanqué aus einem Kürbis eine Kopf-Imitation für Hunahpú, der mit dieser Attrappe wieder lebendig wird. Beim anschließenden Ballspiel gegen die Todesgötter wurde des Hunahpú Kopf beim Spielfeld niedergelegt, während Hunahpú mit dem Kürbiskopf untätig in der Nähe blieb. Ixbalanqué spielte allein. Hunahpú rief: "Werft nur den Kopf wie einen Ball. Ich fühle keinen Schmerz mehr." Ixbalanqué spielte den Ball zu einer Eiche. Dort rannte vereinbarungsgemäß das Kaninchen los, um den hüpfenden Ball vorzutauschen. Diesem rannten die Todesgötter nach. Ixbalanqué nutzte die Gelegenheit, setzte Hunahpú seinen richtigen Kopf wieder auf und legte statt dessen die Kürbisimitation an das Spielfeld. Hunahpú war damit wieder heil. Nun holten sie den Ball aus der Eiche und riefen die Todesgötter zurück. Nach weiterem Spiel hob Ixbalanqué die

Kopfmitation auf und schmetterte sie auf das Spielfeld. Vor den verwirrten Todesgöttern wurden dabei die Samenkerne auf das Feld verstreut.

Hunahpú und Ixbalanqué wollen nun aus eigenem Entschluß sterben, um danach verwandelt wiederzukehren. Beide springen umschlungen in einen siedenden Kessel. Danach werden ihre Leichname zermahlen und in fließendes Wasser gestreut. Vier Tage später erscheinen sie wieder als Bettler verkleidet und führen Tänze vor, bei denen sie einander die Brust öffnen. Dies führen sie auch an einem anwesenden Mann vor.

"Sie griffen sich einen Mann und öffneten ihm die Brust und erhoben das zuckende Herz vor das Angesicht der Herren. Erstaunen ergriff Einstod, Siebentod. Sogleich erweckten sie den Mann wieder zum Leben. Dessen Herz erfüllte sich mit Freude, als er wieder heil war."

Nun sollten sie dasselbe auch an sich selber vorführen.

"Ixbalanqué öffnete die Brust Hunahpús, die Arme und Beine trennte er ab, den Kopf schlug er ab und legte ihn zur Seite; das herausgerissene Herz legte er triefend auf Blättern nieder. alle Herren von Xibalbá gerieten außer sich, als nur noch ein Tänzer, Ixbalanqué, da war. 'Steh auf!', sagte der. Augenblicklich stand Hunahpú auf und beide waren voller Freude."

Die Todesgötter waren so begeistert, daß sie baten, dasselbe an ihnen auszuführen. Hunahpú und Ixbalanqué töten darauf beide Todesgötter. "Und sie wurden nicht erweckt" [Cordan 90-98]. Dieser Mythos klingt eher wie ein Kampf zwischen Göttern des Todes und der Fruchtbarkeit, aber nicht wie ein Kampf von und zwischen Menschen.

Übrigens auch hier eine typische Stelle: "Zuerst wurde der Herr der Herren geopfert, er, der sich Einstod, Herr von Xibalbá nannte." Dabei geht es nur um Tötung. Wem denn wäre Gott Einstod geopfert worden? Seine Voreingenommenheit verleitet Cordan immer wieder dazu, im Sinne von *Opferung* zu übersetzen.

In dem zitierten Ausschnitt aus dem Popol Vuh haben wir sprachliche Erklärungen für viele bildliche Darstellungen, die ohne zureichenden Grund als Beweise für Menschenopfer interpretiert werden. Tatsächlich handelt dieser Mythos von vergotteten Planeten, die für verschwunden und tot gehalten worden waren, die aber wieder 'vom Tod auferstanden' sind. Das ergibt sich aus dem Schluß der Mythe:

"Hierauf mitten ins Licht stiegen sie, zum Himmel erhoben sie sich so gleich. Zur Sonne wurde der eine, zum Mond der andere. Und so füllte Licht die Kuppel des Himmels und das Angesicht der Erde. Am Himmel verweilen sie. Die ihnen vorangegangen, die vierhundert Jünglinge, die Zipacná erschlagen, sie sammelten sich als Gefährten um jene. In Sterne verwandelten sie sich" [Cordan 101].⁵

6. Ritual oder Mythe

Bei der Interpretation bildlicher Darstellungen ist vor allem zu unterscheiden, ob es sich um die Darstellung eines Mythos oder eines Rituals handelt. Es fällt generell auf, daß bildliche Darstellungen von Ritualen der Menge nach recht selten sind. Eines der häufigsten Rituale der Katholiken ist das Besprengen mit Weihwasser, wobei in der Regel ein Spruch gesagt wird (eine Art Segen- und Abwehrzauber). Dieses Ritual findet sich kaum einmal bildlich dargestellt. Ein anderes wichtiges und häufiges Ritual der Katholiken ist "die heilige Kommunion", auch diese wird selten bildlich dargestellt.

Die Kreuzigung eines Menschen kommt im Ritual nie vor; die häufigste bildliche Darstellung ist aber bei den Katholiken der Mythos vom gekreuzigten Jesus. Auch die Kreuzigungs-Szene selbst ist sehr oft bildlich dargestellt. Obwohl, mangels Kreuzigungs-Ritual, keiner der Bildhauer und Maler je eine Kreuzigung oder einen Gekreuzigten in der Realität gesehen hat, stellen sie die Szene recht detailgetreu, naturalistisch oder auch symbolisch abstrahiert dar.

Man sieht daraus: Weder die massenhafte Darstellung einer Tötungsart noch deren detaillierte Darstellung erlaubt einen Schluß auf ein Menschenopfer-Ritual - wie nicht bei uns, so auch nicht in Mesoamerika.

7. Der heilige Sebastian

In Mesoamerika findet man eine Darstellung, die europäische Kunstkenner sofort an den "Heiligen Sebastian" erinnert. Eine Version ist zu sehen im Codex Nuttall. Dort ist ein auffallend hübscher junger Mann dargestellt, der an zwei Pfosten gefesselt mittels Pfeilen getötet zu werden scheint. In der

Alten Welt ist der heilige Sebastian manchmal an einen Baumstumpf gefesselt und von vielen Pfeilen getroffen dargestellt. Er soll als Märtyrer für seinen Glauben getötet worden sein. Seine von Wundern volle Legende begründet Zweifel an seiner menschlichen Historizität. Mich erinnert er an den von Gott Apollon und Göttin Artemis getöteten Tityos, auch an den an einen Felsen im Kaukasus gebundenen Prometheus, von dessen Leber täglich der Adler des Zeus frißt.

Der Codex Nuttall wird allgemein als eine Darstellung der Geschichte der Herrscher von Tezacoalco bis in die Mitte des 14. Jhs. verstanden. Aus diesem Grund wird der dortige "heilige Sebastian" als eine historische Gestalt betrachtet. Ich dagegen halte das im Codex Nuttall Dargestellte nicht für Historie von Menschen, sondern von Göttern und Heroen - ganz genau so, wie ich entgegen den Auffassungen anderer auch die "Könige" der Quiché mindestens bis zu den siebten Regenten mit dem weisen Wunderherrscher Quicab für Götter-Heroen halte. Mit diesem aber endet die "Geschichte" der Quiché im *Popol Vuh* [Cordan 150-158].

Während bei uns entweder ein christlicher Märtyrer oder eine vorchristliche Göttergeschichte im Bild des heiligen Sebastian gesehen wird, gebrauchen wir das sehr ähnliche Bild in Mesoamerika als Beweis für Menschenopfer-Rituale.

8. Der Geschundene - Xipe Totec

In Mesoamerika gibt es einen Gott Xipe Totec, der stets dargestellt wird als einer, dem die Haut eines Menschen übergezogen ist.⁶ Mir liegt eine Darstellung vor, in der Xipe Totec mit gekreuzten Unterschenkeln sitzt. Seine Haut ist blutrot. Über Kopf und Körper ist ihm eine grünliche Haut gezogen; die Augen, der Mund, der Hals, Unterarme, Unterschenkel und Füße sind frei und blutrot. Auf der Rückseite der Figur ist zu sehen, daß die übergezogene Haut hinter Kopf und Rücken zusammengeknotet ist.⁷ Darüber kann man fabulieren:

"Aztekische Steinfigur des Xipe Totec, gekleidet in das gräßliche Gewand des Kriegers nach dem Opfer der geschundenen Haut, das während des landwirtschaftlichen Festes Tlacaxipeualiztli stattfand. Einem Gefangenen wurde bei lebendigem Leib die Haut abgezogen, und der Krieger, der den Gefangenen gemacht hatte, hüllte sich in die Haut

und tanzte. Diese Figur dürfte einmal in jeder Hand eine Rassel zur Begleitung des Gesangs gehalten haben. Die schauerliche Zeremonie symbolisierte das Aufbrechen der Haut des Maissamens, so wie der Krieger aus der verwesenden Haut des Opfers bricht" [Burland/Forman 80].

Diese Bildbeschreibung ist so fantasievoll erfunden, daß der europäische Wissenschaftler und Amateur sich an wohligh-schrecklich-erregenden Gruselschauern delectieren kann. Man kann aber auch, weniger freundlich, die Story vom Krieger und der dem Gefangenen bei lebendigem Leib abgezogenen Haut zutreffend als Lüge bezeichnen. Die Figur des Xipe Totec sieht so aus, als ob er selber derjenige sei, dem die Haut abgezogen worden ist und dem danach die eigene Haut wieder umgebunden worden ist. Mir sind noch zwei weitere Figuren des Xipe Totec bekannt, die ihn stehend, ansonsten aber ganz ähnlich zeigen, wobei vor allem der kahle, runde Kopf auffällt und die auf dem Rücken zusammengeknotete Haut.⁸

Der geschundene Xipe Totec erinnert mich an die Geschichte über Apollon und Marsyas. Der meint, auf seinen Flöten schöner zu musizieren als Apollon auf seiner Kithara. Er läßt sich auf einen Wettstreit mit ihm ein, der damit endet, daß Apollon den Marsyas an einem Baum aufhängt und ihm bei lebendigem Leib die Haut abzieht. In späteren Versionen läßt Apollon das Schinden des Marsyas "einen Skythen" machen.⁹ Dem griechischen Marsyas freilich wird die Haut nur ab-, nicht mehr übergezogen.

Wiederum fällt auf: Wir haben hier eine Göttergeschichte, bei der nur Anthropologen auf die Idee kommen können, darin sei ein Menschenopfer-Ritual dargestellt. Gleichartiges in Mesoamerika wird ohne Zögern als Nachweis für Menschenopfer in Anspruch genommen.

Ein weiterer Geschundener der Alten Welt ist "der heilige Bartholomäus". Bildlich dargestellt ist er unter anderem von Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle im 'Jüngsten Gericht'. Bartholomäus hält in der linken Hand die ihm von "Heiden in Indien" abgezogene Haut. Ihm soll auch der Kopf abgeschlagen worden sein, ferner sei er kopfunter gekreuzigt worden. Wahrscheinlich handelt es sich um eine vorchristliche Götter-Heroen-Legende, die in eine christliche Märtyrerlegende umgemünzt worden ist. Der Name sei syrisch, meinte der Verfasser der *Legenda aurea*, und bedeute "Sohn des, der die Wasser in die Höhe hält", denn *Bar* bedeute

Sohn, *tholos* die Höhe und *moys* das Wasser. Über Bartholomäus heißt es unter anderem:

"Er siehet alles voraus, er weiß alles. Er kann aller Völker Zungen. [...]

Suchet ihr ihn, so wird er sich lassen sehen, wenn er will; will er aber nicht, so mögt ihr ihn nimmermehr finden" [Jacobus 624ff].

Darin gleicht er den Göttern Homers, die kein Mensch sehen kann, "wenn der Gott es nicht will". Für den alles Voraussehenden und Vorauswissenden haben wir bei den Griechen zwei Götter: den Planetengott Apollon (Merkur) und den Planetengott Prometheus (Mars).

9. Göttermythen oder Menschenopfer?

Hat es nun Menschenopfer in Mesoamerika gegeben? Der Verdacht haftet. Aber auch völlig Unschuldige können in einen Verdacht geraten, ohne je ihre Unschuld beweisen zu können. Solange nicht geklärt ist, welche Planetengötter-Stories in mesoamerikanischen Bildnissen und Mythen dargestellt sind, ist es unfruchtbar, über dortige Menschenopfer zu spekulieren. Interpretationen von bildlichen oder sprachlichen Darstellungen können nur dann zwingend auf Menschenopfer verweisen, wenn offensichtlich näher liegende plausible Interpretationen nicht möglich erscheinen. Es kann nicht darum gehen, ob jemand an Menschenopfer in Mesoamerika glauben will oder nicht. Mit präwissenschaftlichen Einstellungen und Methoden können neue Glaubenswelten formuliert, aber nicht historische Realitäten rekonstruiert werden.

Anmerkungen

1) Auch Hassler hat an die Menschenopfer geglaubt, bis ein Hinweis von Laurette Séjourné ihn auf die zweifelhafte Faktenlage aufmerksam gemacht hat. Ich habe bis vor zwei Jahren keine gewichtigen Zweifel an den Menschenopfern gehabt. Daß so viele scheinbar korrekte und sorgfältige Wissenschaftler ihre Konstruktionen in einem Xibalbá, in einer Scheinwelt errichtet hatten, schien mir unglaublich bis zur Lektüre von Hasslers Artikel "Die Lüge des Hernán Cortés" in *DIE ZEIT* vom 11.9. 1992, S. 92.

Xibalbá ist das Schattenreich, die Unterwelt in der Quiché-Mythologie des *Popol Vuh*. Gemäß Cordan kommt es von *xibil* und bedeutet "verschwinden, sich auflösen (wie ein Rauch, wie eine Luftspiegelung)" [Cordan 176].

2) "Als wichtigste Quelle über die Kultur der Maya und damit auch über deren Menschenopfer gilt die 'Relación de las Cosas de Yucatan' von Fra Diego de Landa. Er war Inquisitor und später auch Bischof von Yucatan. Mit fanatischem Eifer versuchte er den 'Götzendienst' der indianischen Bevölkerung auszurotten. Unter ihm wurden in den Jahren 1561-65 zahlreiche Inquisitionsprozesse gegen die Maya geführt. Don Diego Quijada, der Alcalde Mayor von Yucatán, brachte diese Prozesse zu Papier. Über 150 Indios starben dabei unter der Folter, und etliche weitere wurden zu Krüppeln gemacht. Mit Tortur wurden ihnen Geständnisse abgepreßt, sie hätten Kinder geopfert, indem sie sie kreuzigten. [...] Als Rechtfertigung seiner Hexenjagd schrieb er nun die besagte 'Relación', in der er freilich nicht mehr an den Kinderopfern durch Kreuzigung festhielt. [Hassler 97]

3) Als einziger Augenzeugenbericht eines Menschenopferkultes in Amerika verbleibt der angebliche Bericht von G.A. Dorsey über die Skidi-Pawnee, der meines Wissens bis heute nicht quellenkritisch untersucht worden ist. Er ist besonders verdächtig, weil er nicht von G.A. Dorsey selbst veröffentlicht worden ist, sondern von R. Linton, nach angeblich unveröffentlichten Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von G.A. Dorsey, unter dem Titel "The Sacrifice to the Morning Star", Chicago 1922. Dabei hatte G.A. Dorsey selbst "The Mythology of the Wichita" (1904) und "The Pawnee Mythology" (1906) veröffentlicht. Warum hätte Dorsey gerade diesen einmaligen Bericht zurückgehalten? Mir sind die Veröffentlichungen nur aus zweiter Hand bekannt (u.a. von I. Velikovsky "Welten im Zusammenstoß", S. 174), über die näheren Umstände der Publikationen weiß ich nichts.

4) Ob jüngere Publikationen von Übersetzungen, etwa Schultze-Jena 1972, Edmonson 1971, Seler/Kutscher 1975 und Tedlock 1985, zu weniger widerspruchsvollen Ergebnissen geführt haben, konnte ich nicht nachprüfen.

5) Meiner Ansicht nach handelt es sich bei Hunahpú und Ixbalanqué um die Planeten Merkur und Mars. Diese wurden nicht Sonne und Mond, sondern der eine nahm seinen Platz am Himmel nahe der Sonne (Merkur), der andere auf der entgegengesetzten Seite, hinter dem Mond (Mars). Der zerstückelte Hunahpú gleicht dem zerstückelten Dionysos, Pelops, Osiris. Ixbalanqué gleicht dem Herakles, der nach Verbrennung seines Leichnams in den himmlischen Olymp als Gott einzieht.

6) Burland/Forman meinen (S. 56), daß der Gott Xipe Totec "eine der Erscheinungsformen Tezcatlipocas" war, sozusagen der auferstandene Jesus als Variante zum gekreuzigten Jesus. Darin stimme ich ihnen zu.

7) Die Farben sollen original sein; mir ist nicht bekannt, ob sie sich im Lauf der Zeit durch Licht oder ähnliche Einwirkungen verändert hätten.

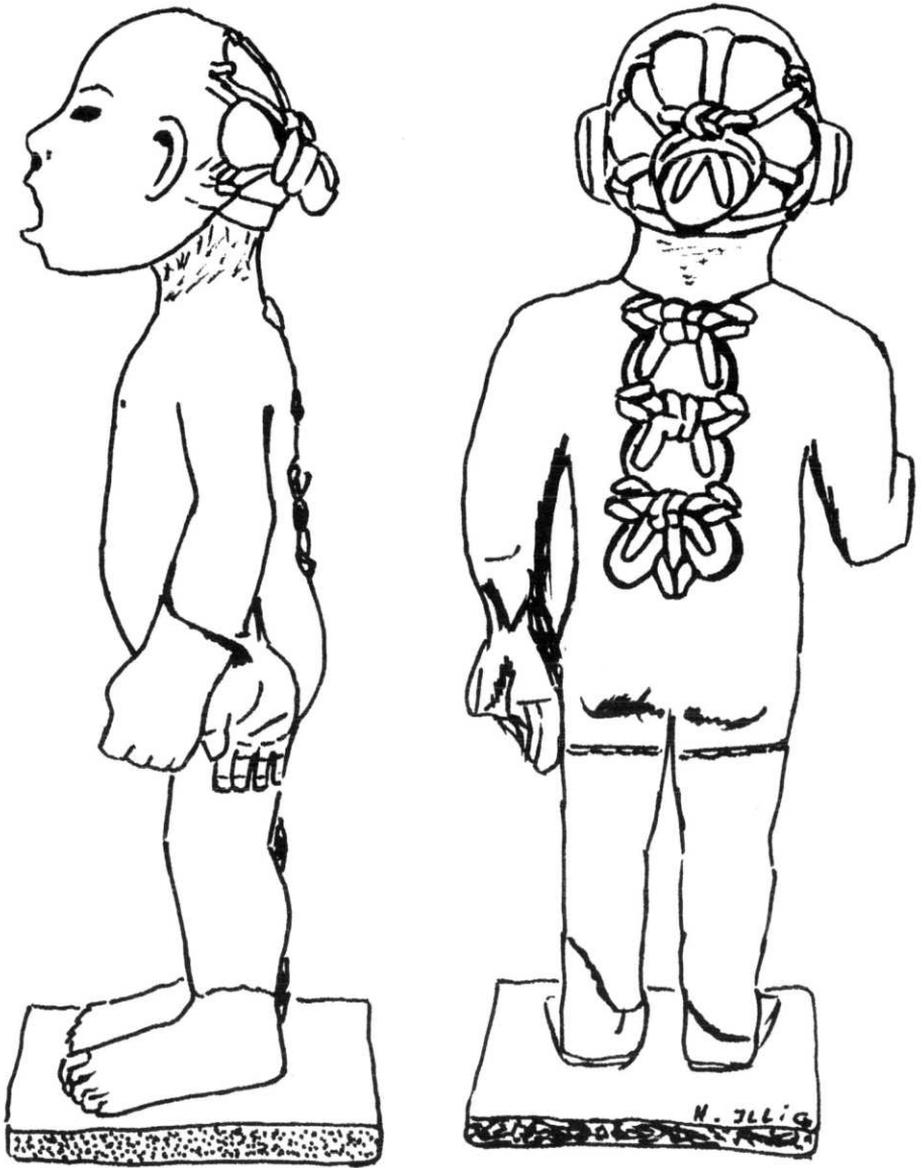
8 Leider kenne ich diese beiden Abbildungen nicht in Farbe. Die übergezogene Haut enthält auch die vollständige Ohrmuschel, was physisch-real nie möglich wäre. Aus diesem Detail ist zu schließen, daß der Künstler nie eine wirkliche einem Menschen abgezogene Haut gesehen hat (vgl. Abb. S. 96).

9) Hans von Geisau, "Marsyas". Bildliche Darstellungen und Beschreibungen bei Karl Schefold, 172-181. Ich vermute, daß Tezcatlipoca eine zum Planeten Mars gehörende Gottheit ist, in Marsyas, Bartholomäus und Xipe Totec ein Teil des Schicksals des Planeten Mars berichtet wird; das freilich bedarf noch eingehender Untersuchung.

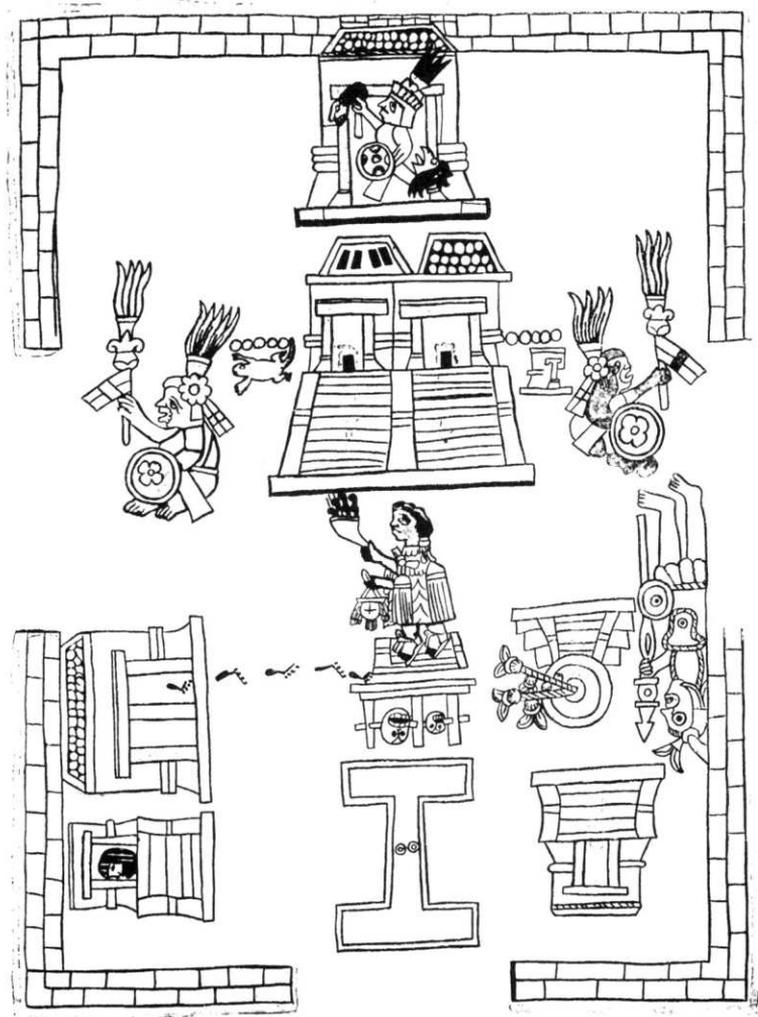
Literatur

- Burland, Cottie/ Forman, Werner (1977): "Gefiederte Schlange und Rauchender Spiegel"; Freiburg i. Br. (engl. 1975)
- Cordan, Wolfgang (1963): Götter und Göttertiere der Maya. Resultate des Merida-Systems; Bern · München (nur einmal zitiert, ansonsten: z)
- (Hrsg., 1991): Popol Vuh. Das Buch des Rates; München (1962)
- Geisau, Hans von (1979): "Marsyas"; in *Der kleine Pauly*; München
- Hassler, Peter (1992): Menschenopfer bei den Azteken? Eine quellen- und ideologiekritische Studie; Frankfurt/M. et al.
- Jacobus da Voragine (101984): Die Legenda aurea; deutsch von Richard Benz; Heidelberg (erstmal ca. 1300)
- Marold, Winni (1993): "Menschenopfer bei den Azteken"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (1) 83
- Schefold, Karl (1981): Die Göttersage in der klassischen und hellenistischen Kunst; München
- Velikovskij, Immanuel (1978): Welten im Zusammenstoß; Frankfurt/M. (engl. 1950)

Winni Marold, 74189 Weinsberg, Hirschberg 21



Der mit einer (eigenen oder fremden) Haut "gekleidete" Gott Xipe Totec
[Zeichnung nach v. Hagen 58f]



Aztekischer Plan des großen Tempelbezirks von Mexico Tenochtitlan aus den Codices matritenses Sahagun, Madrid: Inmitten der Schlangenmauer mit ihren drei Toren liegt die Hauptpyramide mit Doppeltempel samt Opfersteinen für Tlaloc und Huitzilopochtli. Darunter (= westlich) Standort der Adlerblutschale, das Schädelgerüst und der Ballspielplatz mit seinen beiden Ringen; rechts von ihm die große Opferschale für Xipe Totec und sein Tempel [William Prescott (1956): Die Eroberung Mexikos; Berlin, 239, 669].

Redaktionelles "Nachspiel" zu Knaust und Marold

Die Fachgelehrten scheinen den Zwiespalt zwischen präkolumbianischer Konvention und präkolumbianischem Spezialisten noch gar nicht wahrgenommen zu haben. Denn im Katalog der großen Ausstellung *'Die Welt der Maya'*, die 1993/94 von Hildesheim über Wien nach Köln zog, wird die Dissertation von Hassler nirgends erwähnt, obwohl seine These von 1991/92 auch den Maya-Forschern unter die Haut gehen müßte.

Schließlich können gerade die Maya-Kenner kaum Menschenopferbeweise vorweisen. In dem genannten Katalog, der als jüngstes Standardwerk gelten kann, finden wir nur schwache Indizien. Da ist etwa von Ballspielern die Rede, denen der Ball fehlt, weshalb auch ein "zu opfernder Gefangener" als Ballersatz benutzt worden sein könnte [Leyenaar/van Bussel 189]. Dann wieder sind Ballspiel-Enthauptungen schwer belegbar und können nur aus einer Mythe abgeleitet werden [ebd., 193]. Noch vorsichtiger klingt: "Es wird angenommen, daß das Ballspielritual in die Opferung Kriegsgefangener eingebunden war" [ebd., 195]. Linda Schele bringt in ihrem Beitrag *'Religion und Weltsicht'* nur einen Satz zum pelota: "Auch Ballspielplätze sind als Tore dieser Spezies zu verstehen", womit sie "Tore zum Jenseits" meint, um dann ein einziges Mal von "Blutopfer, meist von Kriegsgefangenen" in den Kulturen zu sprechen [Schele 204].

Dagegen scheint sehr gut belegbar zu sein: "Enthauptung/Blut/Schädel künden Fruchtbarkeit an, symbolisiert durch Schlangen/Pflanzen/Speichel" [Leyenaar/van Bussel 194]. Solches finden wir sehr wohl bei Ballspielplätzen, etwa dem von Chichén Itzá (vgl. S. 76f): Aus dem Hals eines enthaupteten Ballspielers spritzt kein Blut, sondern schießen Schlangen hervor, dazu eine wild wuchernde Ranke, während im Ball ein Schädel steckt, dem eine Atemvolute entsteigt [ebd., 187]. Solches Geschehen stellt niemals eine veritable Opferung dar, sondern kann nur symbolisch gemeint sein, indem es etwa für den Kreislauf von Tod und Leben in der Natur steht.

Insofern geht die erste Runde an Herausforderer Hassler. Gerade für uns, die das Menschenopfer speziell beschäftigt, muß deshalb Marolds Forderung gelten: Alle Berichte von Menschenopfern sind kritisch zu prüfen, da oft genug, ob Azteken, Maya oder Karthager, unsere einschlägigen Informationen fast ausschließlich von den Gegnern jener Völker stammen.

hi

Arische Pharaonen ?

Rezension zu Doris Wolfs Suche nach Ägyptens Urmüttern

Heribert Illig

Gebundet vom Glanz des Neuen, Mittleren und Alten Reiches, berauscht von dem phantastisch schnellen Aufstieg der ersten Dynastie hat die Ägyptologie kaum die Frage bedacht, was denn eigentlich vorher gewesen sein könnte und wie dies beseitigt worden ist.

Nun schrieb Doris Wolf einen konzentrierten Angriff auf die idealisierende Geschichtsschreibung, gegen das Credo einer systematischen Verdummung "Du sollst nicht wissen, sondern glauben",¹ bei dem die Suche nach matriarchalen Wurzeln zur Entdeckung indoarischer Eroberer am Nil führt, deren pharaonisch-patriarchales Regime noch immer - trotz aller Schönfärbereien der Berufsbewunderer - erkennen läßt, was es einstens unterdrückt hat.

Wer solches in dieser Zeitschrift liest, wird sofort die Frage stellen, wie die Autorin die Klippen der Chronologie gemeistert hat. Denn Angriffe aus dem Osten fanden ja mehrmals statt, so daß der dringende Verdacht besteht, daß eine große Invasion mehrmals erzählt worden ist. Wolf weiß sehr wohl von der alternativen Chronologie, doch beläßt sie es praktikalischerweise bei einem Hinweis auf die kurze Chronologie. So bleibt es dem Leser überlassen, ob er etwa bei Beobachtungen innerhalb der 18. Dynastie an Eroberer aus dem Osten oder an ihre viel späteren Erben oder an neue Angreifer denkt. Mehr ist beim gegenwärtigen Stand der Chronologie noch nicht zu leisten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Wolf einen durchaus eigenen Standpunkt einnimmt, indem sie sich die pharaonischen Zeiten kürzer, die vordynastischen Zeiten (Beispiel Sphinx) aber länger vorstellen kann.

Nach einem Vorspann über matriarchale Kulturen im alten Eurasien präsentiert sie die matriarchalen Relikte in Ägypten. Dazu gehören urgeschichtliche Göttinnen-Statuetten, die patriarchal-traditionell als Puppen

1 Doris Wolf (1994): Was war vor den Pharaonen? Die Entdeckung der Urmütter Ägyptens; Zürich (s.S. 100)

oder Konkubinenverkörperungen eingestuft und 'am besten' gar nicht publiziert werden. Dazu gehört die hohe Keramikunst im Niltal, der von der schlechten Keramik eines Nomadenvolks der Garaus gemacht wird, dazu gehören urgeschichtliche Heiligtümer der Großen Göttin, frühe Großskulpturen neben der Sphinx und die zahllosen Gebär- und Menstruations-Höhlen, mit denen Ägypten übersät ist.

Werden pharaonische Zeiten erreicht, dann dokumentieren Tausende von Herrscherbildern eine weiße Oberschicht mit überwiegend kaukasischen Merkmalen. Sie hat bei ihrer Invasion - so die Darstellung auf der Narmerpalette - die unterägyptische Bevölkerung brutal attackiert und unterdrückt. Seitdem bürgt schon der häufige Namensbestandteil "ari" für die asiatische Abstammung. (Die Ägyptologen haben ihn unerkennbar gemacht, indem sie heute stattdessen "JrJ" schreiben, wie ja auch Aton und Amon zu Jtn oder Jmn verschlimmbessert wurden.) Weil dabei die Autorin auch auf 'heikle' Werke von L.A. Waddell und E.A. Wallis Budge zurückgegriffen hat, glaubten sich die ÄgyptologInnen indigniert zurückziehen zu können (obwohl seit Waddell, 1940, keine Gesamtausgabe des 'Manetho' mehr erschienen ist).

Wie die Narmerpalette zeugt ein Grab in Hierakonpolis (Nr. 100) von dieser Invasion. Als Zeugnis vordynastischer Kunst zeigt sein Fresko weiße Eroberer, die in ihren Schiffen bereits Ende des -4. Jtsd. Pferde mitführen, mindestens 1.500 Jahre zu früh! Von da aus entlarvt D. Wolf einmal mehr den ägyptischen Drang, nur das Rechte, Gute und Wünschenswerte darzustellen, und das ägyptologische Bedürfnis, daraus ein Reich des Wahren, Schönen und Guten abzuleiten. Gleichwohl finden sich Hinweise genug, daß die Pharaonen nicht nur grausame Kriege geführt und zahllose Sklaven gemacht haben, sondern auch die eigene Bevölkerung unterdrückt, gefoltert und gejagt, eigene Tierbestände ausgerottet und zu Opferzwecken gequält haben. Die Abhandlung führt weiter zum Mord an Frauen, selbst an Königinnen, und zum Mord an heilkundigen "weisen Frauen", zur Beschneidung der Frauen, zu Harem und pharaonischem Inzest. Daß die weiblichen Kulturleistungen ignoriert und verdeckt werden, hat die Autorin bereits mit dem "Schreiber" auf der Narmer-Palette bewiesen, der weder Schreiber noch männlich, sondern eben weiblich ist [VFG V (3) 7].

Natürlich legt auch die Religion ihr schlechtverhülltes Zeugnis ab. Sonnenkulte haben die "weiblichen" Mondkulte verdrängt, vor allem aus der weiblichen, oberägyptischen Gottheit Seth einen männlichen Gott des Bösen, einen Muttermörder aus den Wüsten des Osten gemacht. Wir kennen das gleiche von Urmutter Eva: Sie wurde von der Herrin des Lebens in die Herrin der Rippe fehlübersetzt und dann in kühner Umkehrung zur aus der Rippe geschaffenen Gespielin ihres Herrn umfunktioniert. Doch weil wir eben dies denn doch nicht kennen (wollen), lohnt sich die Lektüre von Wolfs Buch, in dem auch solches zu finden ist, umso mehr. Wenn einmal die eigentliche Chronologie Ägyptens steht, werden sich die Aussagen dieses Buches noch verdichten.



Ausschnitte aus Grabbild von Hierakonpolis [Wolf S.110f]. Weiße, kahlköpfige Invasoren besiegen eingeborene Schwarze mit Hilfe domestizierter Hunde; mesopotamischer 'Löwenbändiger'; von den Invasoren mitgebrachte Pferde, die zwanglos den Pferdeschwanz Narmers erklären [siehe Heinsohn/Illig 1990, 39, 193].

Aktuelle Bücher:

Diese Spalte verdanke ich der Deutschen Bundespost, die nur auf den letzten Seiten von 'Büchersendungen' marktschreierische Angaben zu Preis und Verlag zuläßt.

Doris Wolf: **Was war vor den Pharaonen?** Die Entdeckung der Urmütter Ägyptens; Kreuz Verlag, 240 S., 49,80 DM (s. Rezension S. 97)

Im Juli neuerlich als Ullstein Taschenbuch aufgelegt: Immanuel Velikovsky: **Welten im Zusammenstoß**, 16,90 DM

Zu ihm bietet der Mantis Verlag einen Restposten von Immanuel Velikovsky an: **Die Seevölker**, Taschenbuchausgabe incl. Versand bei uns 10,- DM

Ganz neu: Reinhard Sonnenschmidt: **Mythos, Trauma und Gewalt bei den archaischen Völkern**; Mantis Verlag. Damit liegt das Manuskript, aus dem der Autor seinen Vortrag zu unserem Jahrestreffen bestritten hat, bereits als Buch vor.

Aus dem Waschzettel: Die vorliegende Untersuchung analysiert das häufig, aber oft nur schlecht bestellte Feld der Initiationsriten. Diese erweisen sich als männlich-omnipotente Todesdrohung. Die angstausslösenden Mythen und unbewußten Traumata, die rituell eingesetzt werden, bringen eine schizoide Psyche hervor. Ahnenverehrung und Symbolfetischismus vollenden diesen katastrophischen Prozeß. 22,- DM, vorauss. 125 S. mit 23 Abb., ab August lieferbar.

Buchversand & Antiquarial

Matthias Flury

Eduard-Buchner-Str.17

D-97204 Höchberg

Tel.+Fax: 0931 / 40 54 86

Unsere Spezialgebiete:

Adress- u. Einwohnerbücher, Altertumskunde, Geschichte, Orts- u. Landeskunde, Lexika, Enzyklopädien, Nachschlagewerke, Varia, Bücher vor 1850 u. allgem. Bücher mit wissenschaftl. Quellenangaben.

Mantis Verlag

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
bei den archaischen Völkern**

ca. 125 S. 23 Abb. Paperback 22,- DM

Gunnar Heinsohn (1993): Wer herrschte im Indusal?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?

Assyrien ist auch in seiner persischen Glanzzeit nicht ohne Schrift und Städte

142 S. 83 Abb. geheftet 24,- DM

Gunnar Heinsohn (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

100 S. 42 Abb. geheftet 20,- DM

Heribert Illig (1994): Hat Karl der Große je gelebt?

Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit

405 S. 71 Bildseiten Paperback 39,- *(für Abonnenten 36,- DM)*

Heribert Illig · Franz Löhner (1993): Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

220 S. 125 Abb. Paperback 32,- *(für Abonnenten 28,- DM)*

Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag

256 S. Paperback 38,- DM

Heribert Illig (1987): Schriftspieler -Schausteller

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells

317 Seiten Paperback 28,- DM (Restauflage statt 70,- DM)

Abonnenten bestellen einfach durch Einzahlung aufs Verlagskonto (s.S. 2),
Versandkosten sind bereits in den Preisen eingeschlossen.

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart

Interdisziplinäres Bulletin

Heft 2 / 6. Jahrgang

Juli 1994

- 3 Editorial
- 4 Zwischen alter Weser und neuer Vahr.
Jahrestreffen 1994 in Bremen
- 8 Walter Stender: Technik im alten Ägypten
- 20 Heribert Illig: Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt.
Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des
Abendlandes
- 40 Hans-Ulrich Niemitz: Die Dauerkrise frühmittelalter-
licher Keramikforschung
- 60 Carola Zinner: Karl der Große an der 'Frankenfurt'.
Ein Kalenderblatt zum 22.2.1994
- 62 Manfred Knaust: Das rituelle Ballspiel der präkolum-
bianischen Völker
- 82 Winni Marold: Vereint im starken Glauben? Zu den
Spekulationen über Menschenopferkulte
- 98 Redaktionelles "Nachspiel" zu Knaust und Marold
- 99 H. Illig: Arische Pharaonen? Rezension zu Doris Wolfs
Suche nach Ägyptens Urmüttern

- 2 Impressum
- 102 Aktuelle Bücher
- 103 Bücher aus dem Mantis Verlag

ISSN 0934-4349